

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Richard Rothe und seine Freunde

Hausrath, Adolf

Berlin, 1906

XX. Der Schenkelstreit

urn:nbn:de:hbz:5:1-26062

ergermacher
könnten sie zu
eiden? — Die
einer frei ge-
also auch von
streifte, war,
erein. Wegen
orm in Frank-
Positiven, die
und Andere,
st des Vereins
heit bereitet,
nüberzuspielen
geschrei“, wie
rincip auf die
Borwort sprach
statter, höchst
das Wort der
stinket schon.“
wird gar bald
gaben Manne
durch eigene
es ihm aber
“, ernst war,
einer Kirchen-
Führer eine
Protestanten-
ünders bereits
ierte, so hätte
s norddeutsche
s gelobte Land
chte alle seine

Der Schenkelfstreit

Man hat von Luther gesagt, er sei für den glänzenden Anfang und das unbefriedigende Ende der deutschen Reformation gleicherweise verantwortlich. Von demjenigen der Heidelberger Reformen, der am häufigsten mit Luther verglichen worden ist, kann man dasselbe behaupten. Den Sturz des Ulmannschen Regiments hätten weder Häusser noch Zittel ohne Schenkel fertig gebracht — Rothe hätte ihn nicht einmal gewollt — derselbe siegreiche Führer brachte aber aus seiner Vergangenheit, aus seinem Streite mit Gervinus, Dulon, Runo Fischer, eine Last von Antipathieen mit sich, die sich durch seinen Wechsel der Parteistellung nur verdoppelt hatte. Die orthodoxe Partei sah in ihm jetzt nur noch den Ueberläufer und gestachelte und erbitterte durch diesen Vorwurf ließ Schenkel die kalte Ruhe vermissen, die den Schein der Objectivität wahrte, ohne den auf die Dauer keine moralische Autorität auszuüben ist. Da dem ungewöhnlich begabten Manne aber, wo er war, die Leitung, die er stets als selbstverständlich in Anspruch nahm, nicht auf die Dauer vorenthalten werden konnte, war eine Beruhigung der durch den Streit erregten Leidenschaften nicht möglich, die unter Rothe's, Zittels oder des Oberkirchenraths Leitung vielleicht erreicht worden wäre. Daß zwei so leidenschaftliche Naturen, wie der Frankfurter Beyschlag auf der einen, der Schweizer Schenkel auf der andern Seite die Leitung der badischen Kirche an sich rissen, war für den Frieden des Landes verhängnißvoll. Es war eine heikle Frage gewesen, wer von den Heidelberger Vorkämpfern in den Generalsynodalausschuß zu wählen sei, der nach der Kirchenverfassung von 1861 dem Kirchenregimente beigegeben werden sollte und an dessen Zustimmung bei allen wichtigeren Anordnungen der Oberkirchenrath gebunden war. Lange wurde zwischen den Vertrauensmännern herüber und hinüber verhandelt. Einflußreiche Liberale, wie Rothe's Schüler Schellenberg, wollten von Schenkel, der so lange der andern Richtung gedient habe, nichts wissen. Hitzig war unschlüssig und legte die Frage, ob Zittel oder Schenkel diesen wichtigen Auftrag erhalten solle, im Vertrauen Ludwig Häusser vor, der neben seinem

Kammermandat nicht auch ein solches für die Generalsynode hatte annehmen können. Häuffer war Bittels langjähriger Freund und Mitkämpfer, dennoch entschied er sich für Schenkel, den er einst in der Kuno Fischer'schen Sache schonungslos bekämpft hatte. „Wir brauchen jetzt nicht eine treue alte Dogge,“ sagte er, „sondern einen muntern Spitz, der Gaul und Fuhrmann antreibt, und je größer die Vertrauensseligkeit bei den Liberalen dermalen ist, um so mehr ist ein Mann an seinem Plage, der auch im andern Lager genau Bescheid weiß.“ So präsentierten die Heidelberger Schenkel für den Synodalausschuß und er wurde dann auch mit großer Majorität gewählt. Es war das ein Unglück, vor Allem für Schenkel selbst. Ohnehin mit Aemtern überbürdet, wurde er durch seinen Eintritt in das Kirchenregiment für die Carriere der Pfarrer die entscheidende Persönlichkeit und bald sollte er erfahren, was es heiße, Knopf auf dem Kirchturm und Peterilie auf allen Suppen zu sein. Sarkastisch schilderte im Jahre 1867, als es sich um Schenkels Wiederwahl handelte, Bittel, der Sohn, die Laufbahn des jungen badischen Theologen. Kommt der junge Mann zur Universität, so nimmt ihn Professor Schenkel in Empfang, dessen Vorlesungen im Hinblick auf die kommenden Examina er hören muß. Hat er ausstudiert, so geht er aus den Händen des Professor Schenkel in die Obhut des Seminardirectors Schenkel über. Der Seminardirector überliefert den Candidaten nach Jahresfrist an den Examinator Schenkel, der über seine Befähigung nach den Erfahrungen im Kolleg und Seminar sein Urtheil spricht. Dann händigt der Examinator Schenkel ihm dem Ausschußmitgliede Schenkel ein, der bei jeder Pfarrbesetzung das große Wort führt und stets geltend macht, daß er den jungen Mann ja seit Beginn seiner Studien kenne. Für die Frequenz der Fakultät war dieses Verhältniß ein Gewinn, aber auch das spornte die Orthodoxen an, sich um jeden Preis Schenkels zu entledigen. Daß ferner keine Beförderung, kein Vorschlag zu einer Pfarrei, keine Aufbesserung u. s. w. ohne unmittelbare oder mittelbare Mitwirkung Schenkels verwilligt wurde, war im Gemüthe der pietistischen Pfarrer ein Dorn mit Widerhaken, da sie Jahr aus, Jahr ein mit ihren Bittgesuchen dem Oberkirchenrathe in den Ohren lagen. Schenkel war auch durchaus nicht der Mann, die Gemüther mit seiner Macht zu versöhnen; im Gegentheil ließ er die Bewerber, denen er seine Fürsprache zuwendete, dieselbe oft in geschmackloser Weise fühlen. Als bald begann nun eine wahre Wallfahrt zu dem Hause des Seminardirectors, der für den entscheidenden Mann im Oberkirchenrathe galt. Jeder trug seine Anliegen zu ihm und er war unflug genug, diesen Hofdienst zu befördern und, zum Theil aus natürlicher Gutmüthigkeit, alle Anliegen zu befürworten, die ihm anvertraut worden waren. Die Pfarrer wendeten sich an ihn, aber, da sie meinten es zu müssen, dankten sie ihm seine Unterstützung nicht, und da von

zwanzig Bewerbern doch nur einer die begehrte Pfarre erhalten konnte, machte er sich in solchen Fällen vielleicht einen Freund und sicher neunzehn Widersacher. Den sauren Gang nach Heidelberg aber vergaß ihm keiner. Im Oberkirchenrathe freilich war seiner Schlagfertigkeit und seiner Personalkenntniß höchstens Mühlhäufer gewachsen, wodurch sich denn eine gesteigerte Feindschaft zwischen den beiden Cardinälen entwickelte, die die Sitzungen zuweilen höchst ungemüthlich machte. Da Schenkel nicht leicht etwas vorbrachte, ohne seinen Freund und Nachbar Rothe zuvor für seine Meinung gewonnen zu haben, gab in der That er überall den Ausschlag. Mit jedem Jahre wurde darum die Erbitterung der Orthodoxen größer und äußerte sich in der kategorischen Erklärung eines ihrer Dekane: „Der Einfluß dieses Menschen muß gebrochen werden.“ In dieser Lage beging nun Schenkel die große Unvorsichtigkeit, sich auf ein Gebiet zu wagen, auf dem es den Gegnern leicht wurde, ein allgemeines orthodoxes Kesseltreiben gegen ihn zu veranstalten. Zum Schrecken Rothe's schrieb auch er ein Leben Jesu.

Der Streit über das Leben Jesu, den einst Hengstenberg gegen Strauß und die ganze wissenschaftliche Theologie so erfolgreich ausgebeutet hatte, kam seit dem Beginne der sechziger Jahre aufs neue in Gang. Der Schwabe Theodor Keim veröffentlichte als Professor in Zürich eine Reihe von gehaltvollen Aufsätzen über die menschliche Entwicklung Jesu, die durch scharfsinnige Analyse derjenigen Worte Jesu, deren Richtigkeit am wenigsten in Zweifel gezogen wurde, einen Fortschritt im Messiasbewußtsein des Erlösers nachzuweisen strebten. Der Franzose Ernst Renan, der den Schauplatz des Lebens Jesu durch seinen Aufenthalt in Palästina genau kannte, zeichnete als Staffage vor diese leuchtende morgenländische Couliße den jungen Galiläer mit seinen Marien, Magdalenen und liebenden Jüngern und erzielte damit einen großen literarischen Erfolg. Der Heidelberger Extraordinarius Heinrich Holzmann gab in seinen „Synoptischen Evangelien“ ein Lebensbild Jesu nach der Quelle A, dem Urmarkus. Für den geistig heimathlos gewordenen D. Fr. Strauß war dieses neue Aufleben des Interesses an dem großen Thema seines Jugendwerks, das ihn berühmt gemacht hatte, der Anstoß, auf diese Fragen zurückzugreifen und so erschien im Januar 1864, fast gleichzeitig mit Schenkels Charakterbild Jesu, das Leben Jesu von Strauß „für das deutsche Volk“. Der Haupteinwand, der gegen sein früheres Buch erhoben worden war, daß es eine Kritik der Geschichte Jesu gebe, ohne über die Geschichtsquellen im Klaren zu sein, traf für die neue Arbeit nicht mehr zu. Strauß stellte sich durchweg auf den Boden der Evangelienforschung von Chr. F. Baur und erklärte mit der Tübinger Schule den ersten Evangelisten für den ältesten und relativ glaubwürdigsten. Von Keim hatte er gelernt, die ächten Sprüche auch zur Zeichnung des Selbstbewußtseins Jesu zu ver-

werthen und so fiel sein neues geschichtliches Bild Jesu doch nicht mehr so schemen- und schattenhaft aus wie das erste. Rothe blieb auch jetzt auf seinem Standpunkte, daß auf diesem Wege das Verständniß des Evangeliums sich niemandem erschließe, sondern daß nur die religiöse Aneignung der Lehre Jesu der Weg sei, ihn innerlich zu erfassen. Auch der „neugebaute Strauß“, so schrieb er am 30. April 1864 an Schenkel, sei ihm ungenießbar. „Man würgt ein wenig. Der Mann ist wirklich nicht gewachsen seit der ersten Bearbeitung, und die Anordnung des Stoffs, die er diesmal getroffen hat, könnte nicht unglücklicher gewählt sein für den Zweck, die Leser zu fesseln, daß sie Geduld behalten bis zum Schluß fortzulesen. Eine Sache, die nun einmal keinen innern Halt hat, läßt sich eben nicht mit andauerndem Erfolg auf die Beine bringen.“ Daß für den größeren Leserkreis der Gang des neuen Strauß'schen „Leben Jesu“ ein zu umständlicher und der gelehrte Apparat zu breit gerathen sei, hat der Verfasser später selbst zugegeben. Ueber den „innern Halt“ der Sache dachte Schenkel doch anders als Rothe. Keim und Renan hatten ihn lebhaft beschäftigt und wie Bunsen war er gewohnt, über alles, was ihn innerlich bewegte, auch sofort ein dickes Buch zu schreiben. Mit der ganzen Lebendigkeit seiner entzündbaren Natur warf er sich auf das neue Tagesthema und unmittelbar nach Straußens „Leben Jesu für das Volk“ erschien im Februar 1864 sein „Charakterbild Jesu für die Gemeinde“, das aber den neuen Strauß nicht mehr hatte benutzen können. Studien hatte er auf diesem Gebiete nur in so fern gemacht, als er in De Wettes Spuren über die Evangelienfrage den einen und andern Aufsatz veröffentlicht hatte. In dem neuen Buche folgte er in der Quellenfrage einfach den Aufstellungen seines jüngern Kollegen Holzmann, der in seinen „Synoptischen Evangelien“ nach dem reconstruierten Markusevangelium ein „Lebensbild Jesu nach der Quelle A“ entworfen hatte. Das summarische Referat Holzmanns umkleidete er mit dem weiten, hauchigen Gewande seiner Rhetorik und Polemik und gewann so ein Bild Jesu, das aus dem Heiland der Welt wesentlich einen Gegner der Priester und Pharisäer machte, einen Propheten im Stile eines Arnold von Brescia, nicht den Menschensohn, der gekommen ist zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Man kann dieses Charakterbild religiös unbefriedigend und geschichtlich unzureichend finden, aber wenn mehrere Tausende von Pastoren dasselbe in ihren Schenkelposten als „blasphemisch“, als „Gözenbild“, als „Lästerung“, als „Entwürdigung Jesu“ bezeichneten und den Heidelberger Kirchenrath wie einen Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts brandmarkten, so erlebte Schenkel eben eine Probe derselben theologischen Wahrheitsliebe, deren er selbst sich einst in seiner Darstellung von Runo Fischers Pantheismus beleiht hatte. Das Buch war ermüdend mit seiner monotonen Verherrlichung Jesu, es schöpfte die Tiefen

des Themas nicht aus, aber keine Zeile war in dem Buche zu finden, die der Würde des Stoffs nicht entsprach oder die von ferne den Vorwurf der Trivialität verdiente. Jesus war dargestellt, wenn nicht als der Gottessohn, so doch immerhin als Retter der Gesellschaft. Die theokratischen Formen des Judenthums zu durchbrechen, den Bann des toten Buchstabens von seinem geplagten Volke hinwegzunehmen, der leeren Schulgelehrsamkeit und hochmüthigen Priesterherrschaft ein Ziel zu stecken, die verlassene und versäumte Laiengemeinde zur sittlichen und religiösen Freiheit emporzuheben, ein menschenwürdiges und darum Gott wohlgefälliges Dasein den Herabgewürdigten möglich zu machen, die Menschen mit der obern Welt des Geistes zu versöhnen, das erkannte Jesus als das Ziel seiner Lebensarbeit. Das Haupthinderniß für die Hebung des jüdischen Volks war die Hierarchie und die Partei der Frommen. Die große Sünde wider den heiligen Geist war nach Jesu eigener Erklärung der bewußte, boshafte Fanatismus mit seinem selbstsüchtigen, engherzigen und blinden Widerstande gegen den religiösen Fortschritt, gegen die Erneuerung und Entwicklung auf dem kirchlichen Gebiete. Daß sich der Tief Sinn dieses Lebens nicht in der Geschichte eines solchen jüdischen Reformators erschöpfe, war freilich der allgemeine Eindruck, den Schenkels Buch machte und daß ein Geistlicher, der Sonntag für Sonntag einen solchen Jesus predigen wollte, sich bald ausgepredigt hätte, war niemandem zweifelhaft. Die Frage, ob Schenkel, obwohl er Seminardirector war, kraft der deutschen Grundrechte ein Buch dieser Art schreiben durfte, konnte man bejahen, ob er aber gut thue, es zu schreiben, war eine Frage des Tacts und seiner Begabung. Anders urtheilten die Orthodoxen. In Schenkels Schilderung hatten die Priester, Sanhedristen und Pharisäer Jerusalems mit den Dekanen, Overtkirchenräthen und Pietisten, die den Verfasser verfolgten, eine verzweifelte Ähnlichkeit. Daß diese nun von seiner Schilderung sehr erfreut sein sollten, konnte man billiger Weise von ihnen nicht verlangen. So mancher geistliche Leser war in der Stimmung des frommen Polizeipräsidenten, der den Tartuffe verbot und von dem Molière sagte: „Monsieur le président ne veut pas qu'on le joue.“ Auch von dem improvisierten und dilettantischen Charakter des Buches abgesehen, war darum Schenkels Vorgehen unklug. Er wußte, wie die Gegner ihm auf den Dienst paßten, und konnte sich vorhersagen, daß sie ihn nun von dieser Seite anfallen und ihn als Christusleugner verketzern würden. Auch mußte er als Director eines Predigersseminars darauf Rücksicht nehmen, daß vermöge des bestehenden Seminarzwangs auch solche Pastoren ihre Söhne ihm anvertrauen mußten, denen eine solche Christologie ein großes Aergerniß war. Ihnen war in der That nicht zuzumuthen, ihre Söhne in ein Seminar zu schicken, dessen Director dieselben irre machte an dem, was ihnen die Hauptsache am Christenthum war. So weit ihre Opposition auf Abschaffung des

Seminarzwangs ging, war sie berechtigt, obwohl für das Schullehrerseminar, das ein Stern leitete, die Beschwerdeführer den Seminarzwang ganz selbstverständlich fanden, trotz der extrem pietistischen Theorien, die Stern dort vortrug und die auch nicht allen Eltern genehm waren. Auch war niemandem zweifelhaft, daß in Wirklichkeit die Schmerzen der Gegner sich auf Schenkels Einfluß auf die Pfarrbesetzungen bezogen und nicht auf seine Irrlehren. Andererseits war nicht zu leugnen, daß eine Anzahl hochachtbarer Männer, die zu den besten Geistlichen der Landeskirche zählten, sich dem Proteste gegen Schenkels Buch anschlossen, nicht aus Intoleranz, sondern weil sie des Schenkelschen Regiments müde waren und für den theologischen Nachwuchs keine Erziehung zu agitatorischer Thätigkeit wünschten, bei der ein geistliches Leben nicht gedeihen könne. So las man auch die Namen sehr friedfertiger Geistlicher unter dem streitbaren Aktenstück, mit dem die orthodoxe Partei nunmehr hervortrat.

Schlügen die Orthodoxen gegen Schenkel Lärm, so waren die Liberalen darum doch weit davon entfernt, für den Angegriffenen einmüthig Partei zu ergreifen. Wie Strauß über den Theologen spottete, der als Schweizer vor 1848 im Tone des Titus Quinctius Flamininus die Freiheit der Philosophie von der Theologie verkündete, um dann als Heidelberger Professor die besten Philosophen aus Heidelberg zu vertreiben, so glossierte der aus Amerika zurückgekehrte demokratische Schulmeister Stay eine freisinnige Rede Schenkels in Mannheim, wo dieser einst seinen Missionsvortrag über den Götzentempel Dschaggernat gehalten hatte, mit der spöttischen Erinnerung: „Auch dieser schöne Schmetterling war einst eine garstige Raupe.“ Dieser, einer der Führer der Liberalen, nannte auf der Synode Schenkels Charakterbild ein halbes Buch. Auch Rothe hatte an diesem neuesten Werke seines Freundes geringe Freude und fand, daß sich niemand schlechter befinden würde, wenn Schenkel dieses Buch nicht geschrieben hätte. „Daß ich an diesem jüngsten Kinde meines lieben Freundes persönlich kein Gefallen finde*), wirst Du Dir selbst gesagt haben. So entschieden ich, gleich Dir, die Aufgabe anerkenne, die Schenkel sich gesetzt hat, so bin ich doch schon längst der Ueberzeugung gewesen, daß dieß keine Aufgabe für ihn ist, und ich bin sogleich erschrocken, als er mir sagte, daß er über denselben her sei. Die schönen Geschichten, die uns das Buch hier zu Lande gebracht hat, sind mir das wenigste dabei. So leidig diese auch sind und so wenig sich noch absehen läßt, wohin sie führen werden, so mag dieß immerhin sein: unser Landeskirchlein scheint nun einmal bestimmt, den Kampf der Principien praktisch durchzumachen, und es wird dabei nicht zu Grunde gehn. Auch die Arbeit, die mir die Sache persönlich gemacht hat,

*) An Winkel, 14. August 1864. Sammlung Wiener.

kommt nicht in Betracht. Aber die Sache, auf die es doch auch Schenkel selbst ankommt, empfiehlt sich durch das Buch nicht, weder denjenigen, die ein tieferes Gemüthsbedürfniß zu ihm hinzubringen, noch denjenigen, die eine wissenschaftliche Förderung der Sache suchen.“ Warum er trotz seiner Ablehnung des Buchs dennoch den Verfasser gegen alle Gewaltmaßregeln vertheidige, hat Rothe in einem Briefe an den Maler Koopmann ausgesprochen, der durch seine Taubheit isoliert und ohne Beschäftigung reichlich Zeit hatte, Rothe mit Briefen heimzusuchen, die dieser mit nie ermüdender Güte immer ausführlich beantwortete*). So setzte ihm Rothe unter anderem auseinander, für die liberale Partei handle es sich gar nicht um das Schenkel'sche Buch. „Das Buch,“ schreibt Rothe, „mag sein Geschick erleiden. Daß das mein Christus nicht ist, den es zeichnet, weder die Züge noch die Manier des Zeichnens, müssen Sie so gut wissen wie jeder, der mich nur halbwegs kennt. Für das Buch würde ich keinen Finger rühren. Aber daß ein evangelischer Christ, in welcher amtlichen Stellung auch immer, nicht die Freiheit haben soll, ein solches Buch zu schreiben, ihm gemäß zu lehren, weil es dem Glauben an Christus gefährlich sei, wenn solches geduldet werde, das ist mir absolut unleidlich, weil es nichts anderes ist, als Christi Haus und Hof, die er in der Christenheit hat, in die Gant erklären und die tiefste Discreditierung des Glaubens an ihn bei dem gegenwärtigen Geschlecht. Dagegen, daß man, wenn auch in guter Meinung, einen solchen Schimpf auf meinen Herrn und Heiland lade, dagegen werde ich meine Stimme erheben so lange noch ein Athem in mir lebt. Das hätte gerade noch gefehlt, daß man meinem hochgelobten Herrn und Heiland auch das noch anthäte.“ Wenn er anderseits den Orthodoxen das Recht, das Buch zu bekämpfen, durchaus nicht bestritt, so war Rothe doch über die geistliche Uebertreibung und die Bauernverhexung, die die Protestanten betrieben, tief entrüstet. Er sprach es überall aus, daß er den wissenschaftlichen und moralischen Standpunkt dieser Herrn sich nicht so niedrig vorgestellt habe**). Alle diese Agitatoren, die jetzt den Frauen und Unmündigen vorredeten, daß in Schenkel ein neuer Antichrist aufgetreten sei, wußten ja recht wohl, daß die Schriften, die seit Herders erstem ähnlichen Versuche, auf Grund des Johannes das Leben Jesu zu zeichnen, also die Bücher von De Wette, Schleiermacher, Paulus, Ewald, Hase, Keim und einer Menge anderer, zu ganz ähnlichen Resultaten gekommen waren wie Schenkel. Schenkel konnte sogar in dieser ganzen Gruppe noch als einer der conservativsten gelten. Er gab, wie Schleiermacher, die Kindheitsgeschichte Jesu als sagenhaft auf, was auch Rothe in seinen Vorlesungen stets gethan hatte, ohne daß die Orthodoxen gewagt

*) Zahlreiche Concepte in der Coll. Ahrendts.

**) Vgl. Rothe's nachgelassene Predigten I, 41.

hätten, darüber ein Rehergeschrei zu erheben. Dagegen hält er, wie Rothe, an der Geschichtlichkeit der Erzählung von dem Tempelbesuche des Jesusknaben fest*). Die Bedeutung der Taufe Jesu wird in ähnlicher Weise erläutert wie Rothe das in seinem Kolleghefte that. Auch die Versuchungsgeschichte hat einen historischen Kern. Die Wunder Jesu werden nicht geleugnet, sie sind Ausstrahlungen einer auch sonst beobachteten, bei Jesus potenzierten Naturgabe. Im Allgemeinen beruhen die Heilungen auf geistiger und sittlicher Einwirkung; doch auch bei andern als nervösen und geistigen Erkrankungen hält Schenkel ein wirksames Eingreifen des Heilands für möglich, wie er es z. B. nicht unwahrscheinlich findet, daß der Aussätzige bei Markus, als er Jesum aufsuchte, bereits in einem vorgeschrittenen Stadium der Genesung sich befand, aber für diese durch Jesu Einfluß eine ungemein fördernde Einwirkung erfuhr. In ähnlicher Weise setzt der Verfasser auch bei den übrigen Wundern, den Todtenerweckungen, der Speisung, der Beschwörung des Sturmes u. s. w. einen historischen Kern der Erzählung voraus. Ein unerhörter Angriff auf die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte lag also keineswegs vor und fragte man die Protestler, worin der Unterschied der Werke von Schleiermacher, Paulus, de Wette, Hase, Ewald und Keim, die alle so gelehrt hatten, von dem Buche Schenkels bestehe, gegen das sie tobten, so war die Antwort: „Der Einfluß dieses Menschen muß gebrochen werden.“ Darin erkannte auch Rothe den eigentlichen Kern der orthodoxen Entrüstung. „Die Herrn von der andern Seite sorgen dafür, daß ihre Weissagungen von dem kirchlichen Scandal, der da kommen werde, in Folge unserer neuen Verfassung, in Erfüllung gehe — sie machen ihn selbst**).“ Doch meint er, in Baden seien die Lärm-macher Trommler ohne Soldaten. „Es ist ein gar kleines Häuflein von ultramontanen und conservativen Leuten (alten Beamten) und an der kirchlichen Ueberlieferung haltenden Pfarrern, welche ihre Hoffnung darauf setzen, sie würden dem Großherzog sein Regierungssystem dadurch verleiden können, daß sie ihm dabei auf allen Schritten Verdruß zu machen suchen***).“ Das also war nach Rothe's Meinung der wirkliche Grund all' dieser theologischen Entrüstung und angeblichen Sorge um den Glauben. „Das Thatsächliche daran ist lediglich,“ sagt Rothe, „daß es der Partei nicht an gutem Willen fehlt, wenn es sich nur wollte thun lassen, alles umzukehren in Staat und Kirche†).“ Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Angegriffene mit der gleichen heitern Ueberlegenheit dem wachsenden orthodoxen Lärm gegenüber gestanden hätte wie Rothe. Aber das „im Glück nicht jubeln, noch im Unglück zagen“, war

*) Schenkel, Charakterbild Jesu. Erste Auflage. S. 277.

**) An Rippold, 20. Juni 1864.

***) An Joh. Mänß, 29. Januar 1865.

†) An Mänß, 14. Februar 1865.

niemals Schenkels Sache. Die Art, wie von allen Seiten auf ihn hineingeschrien wurde, raubte ihm die Zuversicht zu sich selbst. Schlaflosigkeit und Nervenüberreizung kamen hinzu, um ihn kampfunfähig zu machen, so daß er als Referent in Eisenach nicht auftreten konnte. Und doch standen wir erst am Anfang des heißen Kampfes. Wie Rothe vorausgesetzt hatte, machten die Gegner ihre auswärtigen Verbündeten mobil und die preussische Hierarchie stellte sich ihnen eifrig zur Verfügung, da sie die beginnende Verfassungsagitation am leichtesten unschädlich machen konnte, wenn sie den Urheber derselben verfeuerte. So warf sie ihr ganzes Gewicht gegen Schenkel in die Wagschale.

Der Appell der badischen Protestler an das mächtige preussische Pastorenthum war für sie um so nöthiger, als ihre Partei im Begriffe stand, im Lande ihre wichtigste Stütze zu verlieren. Der ebenso geschäftskundige, wie energische Vertreter ihrer Sache, Oberkirchenrath Mühlhäufer, war im Begriffe aus der Kirchenregierung auszuschcheiden. Es hing das mit einer andern Schiebung in den Karlsruher geistlichen Stellen zusammen. Beshlag war im Herbst 1863 nach Halle abgegangen und der Großherzog wollte die Gelegenheit benutzen, Rothe als Oberhofprediger an seine Seite zu rufen. Die Verhandlungen liefen durch Bunsens Schwiegersohn Ungern-Sternberg, der den Auftrag hatte, jeden Wunsch Rothe's zu erfüllen. Aber Rothe erwiderte*): „Wäre ich um zehn Jahre jünger, so würde ich Ihnen schreiben: „Erklären Sie unserem gnädigsten Großherzog, daß ich mich freudig auf jeden Platz unserer Landeskirche begeben werde, an welchem er glaubt, daß ich auf die am meisten entsprechende Weise seinen hochherzigen Intentionen dienen könnte.“ Aber heute als ein Sechziger würde ich Gott versuchen, wenn ich so schriebe. Heute muß ich Sie ersuchen, den Dolmetscher meiner unterthänigsten Bitte zu machen, daß seine königliche Hoheit gnädigst mir gestatten wolle, die geringe Thätigkeit, die mir Gott etwa noch fristet, in meinem bisherigen Wirkungskreise fortzusetzen.“ Nachdem Rothe abgelehnt hatte, begehrte der Oberkirchenrathsassessor Doll die erledigte Hofpredigerstelle für sich; er erhielt sie auch, aber mit dem Bemerken, daß er nunmehr aus dem Oberkirchenrath austreten müsse, da der Präsident sich nicht gefallen lassen konnte, daß außer ihm ein zweites Mitglied des Kollegiums directen Vortrag bei dem Landesherrn habe. So wurde ein Platz im Oberkirchenrathe frei. Nachdem die Stelle mehreren älteren Geistlichen vergeblich angeboten worden war — verlockend war sie auch wirklich nicht — schlug der Prälat mich vor. Rothe und Schenkel waren beide dagegen, da sie mich bei der akademischen Laufbahn festhalten wollten und fürchteten, die Ernennung eines so jungen und

*) Das Concept in der Sammlung Ahrendts.

auf der äußersten Linken stehenden Anfängers werde Del in's Feuer gießen. Als die Besetzungsfrage bei Oberkirchenrath und Generalsynodalausschuß zur Beschlußfassung gestellt wurde, trat die Mehrheit für mich ein. Mühlhäußer aber protestierte: es solle, wie ihm scheine, dem Oberkirchenrath eine liberale Schwentung gegeben werden, er erkläre, daß er eine solche nicht mitmache und wenn ich ernannt werde, trete er aus. Um so mehr sprachen sich die liberalen Ausschußmitglieder für mich aus. Rothe berichtete mir nach seiner Rückkehr aus Karlsruhe von dem Verlauf. Nun war auch er der Meinung und noch entschiedener Schenkel, ich solle annehmen. Ich selbst fühlte mich zu einer solchen Sturmbockrolle weder berufen noch für dieselbe begabt. Wenige Dinge auf Erden waren mir so gleichgültig, wie die Fragen, ob der Pfarrer A die Pfarrei B, oder Pfarrer B die Pfarrei A bekommen solle. Weit lieber wäre ich in der Universitätswelt verblieben, wenn es nur sonst meine Verhältnisse gestattet hätten. So nahm ich denn mit schwerem Herzen Mitte April 1864 von Heidelberg, und namentlich von Rothe, Abschied. Auch er war bei meinem Besuche bewegt und stellte mir in Aussicht, Mühlhäußer werde zunächst den Versuch machen, mich zu brechen. Ich sollte darum von vornherein meine Stellung fest abgränzen und mich auf Transactionen nicht einlassen; auch Berufungen auf das Herkommen dürften mir nicht imponieren, denn nicht jedes Herkommen, das man ihm entgegengehalten habe, sei probenhaltig gewesen. Mühlhäußer, den ich in Karlsruhe sofort besuchte, erklärte mir mit fühler-Höflichkeit, er bleibe nur noch so lang im Kollegium, bis sich eine Pfarrei für ihn gefunden habe. Manche wohlmeinende Seelen meinten, ich solle Mühlhäußer meinen guten Willen zu erkennen geben, von ihm zu lernen und mit ihm zusammen zu arbeiten; aber was hätte das geholfen? Die Aufnahme bei den Pfarrern war theils kalt, theils feindselig. Völlig harmlose Aeußerungen, die ich bei diesen Besuchen gemacht hatte, mußte ich in boshaft entstellter Form in dem katholischen Blatte lesen, dessen sich die Orthodoxen immer noch freundnachbarlich bedienten. Natürlich verstärkte sich jetzt auch die orthodoxe Agitation gegen den Oberkirchenrath und die Entscheidung über die Schenkel'sche Sache wurde zur Schicksalsfrage für die kirchliche Bewegung überhaupt. Jetzt sollte nicht nur Schenkel, sondern seine Fakultät und der Oberkirchenrath selbst gestürzt werden. Der unermüdliche Rufer zum Streite war auch dabei wieder Hengstenberg. „Wie ist es doch mit Schenkel schnell bergab gegangen!“ *) schrieb die Evangelische Kirchenzeitung. „So geht es denen, die immer auf die Majoritäten sehen.“ „Auch seine Fakultät ist nun wieder bis zu dem Punkte rückläufig geworden, auf welchem sie zu der Zeit des bekannten Geh. Kirchenrath Paulus stand!“

*) Evangelische Kirchenzeitung 1864, S. 621.

„Einem solchen Seminardirector sollen die künftigen Diener am Wort zur Ausbildung überlassen bleiben! Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, daß in Zukunft die jungen Theologen als aufgeblasene, mit der Bibel gründlich zerfallene Leute aus dem Seminar hervorgehn, daß Wölfe statt Hirten, Zerrwühler statt Gärtner in die christlichen Gemeinden gesendet werden.“ Wie die christlichen Kreise gestimmt waren, erfahren wir auch aus Ludwig von Gerlachs Aufzeichnungen*). „Der christliche Buchhändler Winter,“ schreibt Gerlach, „erzählte uns, wie in Baden das evangelische Kirchenwesen dem ‚Janhagel‘ (Schenkels und Bluntschlis die Führer) preisgegeben sei und wie nun in Heidelberg die der Kirche Treuen ihren Sonntagsgottesdienst in einem gemietheten Saale hielten.“ „Nachmittags war (in Freiburg) Meß bei mir, von dem ich wußte, daß er, obgleich Protestant, mit Alban Stolz brüderlich verkehrt und gewirkt hatte.“ Der Zustimmung der preussischen Reaction waren die Protestler also von vornherein sicher und so konnte der Kampf beginnen.

Am 2. Juni 1864 wurde im Diakonissenhause zu Karlsruhe eine Erklärung vereinbart, die von dem Schenkelschen Charakterbild Jesu eine Schilderung gab, als ob es ein Lehrbuch aller Gottlosigkeit wäre. „Herr Dr. Schenkels leugnet die Menschwerdung des Sohnes Gottes, er leugnet die übernatürliche Geburt, er leugnet die Sündlosigkeit Jesu, er leugnet die Wunder, er leugnet die Sünden versöhnende Kraft Jesu, er erkennt nicht mehr in der Schrift eine göttliche Offenbarung. Herr Schenkels hat sich dadurch unfähig gemacht ein Lehramt in unserer Landeskirche zu bekleiden und vor der ganzen evangelischen Kirche erheben die Unterzeichner Protest gegen seinen Abfall.“ Unbefangene bestritten freilich, daß Schenkels alle jene Lehren geleugnet habe, dennoch schlossen sich 119 Geistliche diesem Proteste an, und bei der trefflichen Organisation der innern Mission gelang es, aus 97 Gemeinden 5334 Laienunterschriften zusammenzutreiben. Außerdem wurde eine Bittschrift mit 8863 Unterschriften direct bei dem Großherzog eingereicht und fünf Gemeinden machten dem Landesbischof noch separate Vorstellungen, wobei auch der jüngsten Personalveränderung im Oberkirchenrath wehklagend gedacht wurde. Vorliebe für Schenkels war es nicht, wenn die Bureaukratie damals über diesen Lärm unwillig war, aber man wußte, daß, wenn alle Geistliche, die auf Schenkels Standpunkt standen, ihres Lehramts entkleidet werden sollten, man zwei Drittel der badischen Pfarrer auf die Straße werfen müßte. Von der theologischen Fakultät wäre allenfalls Hundeshagen übrig geblieben, denn selbst Rothe's Kollegheft über das Leben Jesu hatte in Betreff der Wundererklärungen solche Aehnlichkeit mit Schenkels Aufstellungen, daß

*) Dajelbst II, 366.

Hausrath, Richard Rothe. II.

Kundige annahmen, Schenkel sei direct oder indirect Schüler seines Freundes. Die Gegner ignorierten das, ja, nicht wenige meinten, so auch Hundeshagen, durch dieses Buch müsse sich nothwendig das Band zwischen dem christusgläubigen Rothe und dem zum Unglauben abgefallenen Schenkel lösen. Ein Buch, das den Gottessohn des Evangeliums zum liberalen Rabbi mache, der in Palästina einen Protestantenverein gründete, könne der Verfasser der theologischen Ethik unmöglich billigen. In der That sprach Rothe seine Mißbilligung des Schenkel'schen Buches unumwunden aus, aber seine Freundschaft für den Kollegen und die Bewunderung für dessen praktisches Geschick erwies sich stärker als die dogmatischen Bedenken. Er tadelte als Theologe „das unglückliche Buch“, aber über die Art, wie die Gegenpartei dasselbe nun ausschachtete, um ihre erschütterte Herrschaft neu zu befestigen, urtheilte er noch schärfer und entrüsteter als alle Andern. Die nächste Folge des Protests war, daß der letzte Vertreter der Orthodorie, Mühlhäußer, nun wirklich seine Entlassung aus dem Oberkirchenrath nehmen mußte. Wurde der Antrag auf Schenkels Entlassung abgewiesen, so war für ihn, der der stille Socius der Protestler war, das Verbleiben im Oberkirchenrath doch unmöglich; siegte der Protest mit Hülfe der vielen und hochgestellten Persönlichkeiten, die über Schenkel, den ewigen Lärmacher, entrüstet waren, nun dann kehrte in Folge des Siegs Mühlhäußer in den Oberkirchenrath zurück, aber als Prälat. Worauf der Lärm gegen das Schenkel'sche Buch eigentlich hinaus wollte, das sagt der Badische Beobachter sehr offenherzig. Nicht protestieren solle man, sondern direct vom Oberkirchenrath die Entfernung Schenkels verlangen. „Entspricht der Oberkirchenrath seiner Pflicht nicht, dann wird es sich fragen, mit welchen Mitteln die Oberkirchenbehörde zu ihrer Pflicht zurückgeführt, oder ebenfalls außer Amt gesetzt werden soll. Es geht nicht an, daß man solche Leute aus Fonds bezahle, die gläubige Leute gestiftet.“ „Man muß eine Krisis herbeiführen.“

Am 24. Juni 1864 wurde dem Oberkirchenrath die Eingabe des Karlsruher Diakonissenhauses übergeben, die die kahlen Sätze des Protests aus Schenkels Buch, zum Theil mit unerhörter Consequenzmacherei, ausführlicher zu begründen suchte und zu dem Antrag gelangte, die hohe Oberkirchenbehörde wolle sich bei der Großherzoglichen Staatsbehörde dafür verwenden, daß Kirchenrath Dr. Schenkel seiner Stelle als Director des evangelischen Predigerseminars enthoben und letztere einem Manne übertragen werde, der mit seiner Lehre unzweideutig auf dem Boden des anerkannten Bekenntnisses der evangelisch-protestantischen Landeskirche steht. Der Bescheid auf dieses Aktenstück mußte im Einverständniß mit dem Generalsynodalausschusse gegeben werden.

Ehe die Frage in amtliche Behandlung genommen wurde, trat Mittwoch

den 13. Juli 1864 in Durlach eine Versammlung von nahezu 600 Protestanten aus allen Theilen des Landes zusammen, die dem Proteste ihre Verwahrung entgegenstellten. Hauptredner waren Holzmann, Schellenberg und Bluntzli, die die Frage von religiösem, kirchlichem und juristischem Standpunkte beleuchteten. Großen Eindruck machte namentlich Holzmanns gedankenreiche Rede, die zeigte, daß man das historische und dogmatische Gebiet trennen müsse. Was und wer Christus war, läßt sich geschichtlich feststellen, daneben steht die andere Frage, unter welchen religiösen Gesichtspunkten diese geschichtlichen Thatfachen zu betrachten sind und über diese metaphysische und dogmatische Deutung haben, je nach ihrer Anlage, die Christen stets verschieden geurtheilt. Des Menschen Erlösung ist eine religiöse Vorstellung, während die Protestler die Menschwerdung Gottes für ein geschichtliches Ereigniß erklären wie die Schlacht bei Waterloo. „Bei ihnen heißt es, zur Zeit, als der Kaiser Augustus auf Erden regierte, verließ der Sohn Gottes seinen himmlischen Thron und wurde Mensch.“ Andererseits behandeln sie ein historisches Buch, als ob es ein dogmatisches wäre. Mit einem: „er leugnet, er leugnet,“ könne man eine geschichtliche Darstellung nicht abthun. Daß die Auslegung, die der Protest einzelnen Sätzen Schenkels gebe, theils Uebertreibungen, theils auch geradezu Fälschungen seiner Worte seien, zeigte der Redner an schlagenden Beispielen und ging dann auf die Art der Agitation ein, wie Vicare, Schenkels Buch unter dem Arme, die Bauern bearbeiteten, wie man Pfarrer maltrahiert und verfehmt habe, bis sie unterzeichneten, wie bei einem Kirchenfeste in Beuggen der Protest massenweise unter die Bauern geschleudert worden sei, der, wie man nachmals erfuhr, in hunderttausenden von Exemplaren gedruckt worden war. Und woher kam das Geld zu diesen Massenauslagen? Darüber konnte wieder die innere Mission die beste Auskunft geben. Wie flau aber die Stimmung unter den Pfarrern bereits geworden war, bezeugen die Schlußworte Holzmanns: „Es giebt Leute, die sich vor diesem Vorgehen fürchten und sagen, man müsse nachgeben. Meine Herrn! Ich fürchte mich nicht. Sie auch nicht. Wir sagen: man muß nicht nachgeben; man muß dem Volk die Wahrheit sagen. Das Volk wird hören. Wir vermögen alles für die Wahrheit, nichts gegen die Wahrheit!“ Sehr gemäßigt sprach Bluntzli, der zeigte, wie die dogmatische Entwicklung sich nicht von dem gegebenen geschichtlichen Zusammenhange losagen dürfe. Von diesem Standpunkte rechtfertigte er sogar sein früheres Auftreten gegen die Berufung von Strauß zum Professor der Dogmatik in Zürich, aber er bestritt, daß Schenkel entfernt auf Straußens Standpunkt stehe. Erst seit dem Siege der Gewissensfreiheit sei Deutschland groß geworden; heben wir sie auf, so gefährden wir die Ehre und das Leben der deutschen Nation.

Zm Oberkirchenrath schrieben indessen die Theologen an ihren Gutachten,

am ausführlichsten Mühlhäufer, für den sich noch keine Pfarrei gefunden hatte. Eine Abweisung des Protests auf Grund der bestehenden Lehrordnung hatte Prälat Holzmann entworfen, und er hätte sich am liebsten auf weitere theologische Auseinandersetzungen gar nicht eingelassen, sondern wollte einfach nach der Kirchenrathsinstruction Karl Friedrichs verfahren. Aber Rothe betonte in seinem Gutachten, daß die Behörde bei dieser juristischen Behandlung der Sache nicht stehen bleiben dürfe, sondern mit aller Offenheit auf die Frage selbst eingehen müsse. Auch verlangte er für die Unterzeichner des Protests einen Verweis wegen Verletzung der Amtssehre des Seminardirectors. Des Weiteren wünschte er ein Wort der Beruhigung an die Gemeinden, denen man sagen müsse, es sei kein Grund vorhanden, für den Christenglauben zu zittern. Auch sich selbst sei es der Oberkirchenrath schuldig, zu erklären, ob er die Ueberlieferung oder die geschichtliche Fortentwicklung vertrete, das heißt katholisches oder protestantisches Christenthum? Wie auch Schenkels Buch im Zusammenhang der wissenschaftlichen Bewegung begriffen werden müsse, zeigte Rothe in einer feinen Charakteristik des Verlaufs der christologischen Arbeit seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts, an die Schenkel anknüpfte, während die Beschwerdeführer die Sache so darstellten, als ob Schenkel aus Muthwillen selbsterfundene Zweifel, Anstöße und Negationen in die Gemeinden hinausgeschleudert habe. Die ganze Argumentation der Petenten laufe auf das Verlangen einer Handhabung der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts hinaus, das aber sei eine Abenteuerlichkeit, denn es sei unmöglich, einen solchen Symbolzwang durchzuführen, wolle man nicht die Kirche zu einem kleinen Häuflein von sogenannten Gläubigen zusammenschmelzen lassen. Das Recht zu einer amtlichen Anklage bestritt Rothe den Petenten nicht, wohl aber das zu einem öffentlichen Reizergerichte und zu den Agitationen, die sie in's Werk gesetzt hätten. „Daß eine Anzahl von Geistlichen aus eigener Machtvollkommenheit über einen ihrer Amtsbrüder öffentlich eine förmliche Verrufserklärung verhängt, daß sie mit aller nur möglichen Publicität ausspricht, er befinde sich mit den der Kirche von ihrem Herrn und Haupte anvertrauten Grundwahrheiten in unzweideutigem Widerspruch, und habe sich dadurch unfähig gemacht, ein Lehramt in unserer Kirche zu bekleiden und die künftige Geistlichkeit für den Kirchendienst vorzubereiten, das ist ein Vorgang, der mit der kirchlichen Ordnung nicht zusammen besteht und meiner Ueberzeugung nach muß der Oberkirchenrath das den Petenten alles Ernstes zu erkennen geben. Aus den voranstehenden Bemerkungen wird das hochverehrliche Collegium entnehmen, daß ich nicht im entferntesten besorge, es werde einem vielverdienten Manne auch nur ein Haar krümmen lassen deshalb, weil er sich redlich bemüht hat, dazu mitzuhelfen, daß wir den Herrn Christus besser verstehen lernen, als die Christenheit der vergangenen Jahrhunderte ihn verstanden hat und ver-

stehen konnte, und wie ich mir den Inhalt des auf die Eingabe zu erlassenden Bescheids, seinen wesentlichen Punkten nach, vorstelle.“ Ein auf solcher Grundlage entworfener Bescheid hätte freilich nur Del in's Feuer gegossen, wie der Prälat sofort geltend machte, anderseits war es dem Präsidenten doch sehr genehm, sich sowohl nach oben als nach unten durch den großen Namen des frommen Heidelberger Theologen zu decken. Rothe wurde also ersucht, einen Entwurf eines solchen beruhigenden Wortes einzureichen, wie er es mit dem juristischen Bescheide verbunden wissen wollte, wobei freilich von vorn herein in Aussicht genommen war, ihm etwaige Extravaganzen mit der Bureauschere wegzuschneiden. Der Entwurf, den Rothe vorlegte, war am 17. August 1864 von Morgens 9 Uhr bis zum Abend um 6 Uhr in zwei langen Sitzungen des durch den Synodalausschuß erweiterten Oberkirchenraths Gegenstand der Berathung. Rothe hatte die Abweisung der Petenten auf den Nachweis gestützt, daß die protestantische Kirche die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung nicht entbehren könne und daß es unevangelisch wäre, mit Gewaltmitteln gegen einen Kirchendiener einzuschreiten, weil er sich redlich Mühe gegeben, mit welchem Erfolge auch immer, Jesum besser zu erkennen. Die Kirche Christi habe die Kraft, auch Irrthümer aus sich selbst heraus zu überwinden und nur auf diesem Wege sei der rechte Sieg der Wahrheit zu finden. Die Discussion über diese Vorlage war von geradezu dramatischem Interesse. Die Behörde ihrerseits konnte ihre Entscheidung nicht lediglich auf das Naturrecht des Protestantismus gründen, sondern in erster Reihe auf das positive Recht der badischen Landeskirche. So wurde denn aus dem Holzmann'schen Votum ein erster Theil vorangestellt, der nachwies, daß die zu Recht bestehende Kirchenrathsinstruction Karl Friedrichs ausdrücklich vorschreibe, daß Bücher, welche von Geistlichen nicht zum kirchlichen Gebrauche in Druck gegeben würden, nicht nach den strengen Rücksichten zu beurtheilen seien wie ihre amtlichen Vorträge. In diesen solle ihnen nicht gestattet sein, die Regierungsgewalt Christi anzutasten. Das aber habe D. Schenkel in dem vorliegenden Buche auch nicht gethan. Also selbst wenn man voraussetze, daß Schenkel alles, was er in seinem Buche geschrieben habe, den Candidaten des Predigtamts in seinen amtlichen Vorträgen mittheile, sei kein Anhaltspunkt zu einem Lehrproceß gegen ihn gegeben. Daran sollte dann als beruhigendes Wort für die Gemeinden ein Auszug aus Rothe's Entwurf sich anschließen. Die Discussion wurde bald zum Zwiegespräch zwischen Rothe und dem Vertreter der Orthodoxen, Mühlhäufer. Rothe begann mit dem Geständniß, daß er das Buch selbst mißbillige, eine Erklärung, die er mit großer Bewegung abgab und die ihm sichtlich nicht leicht wurde. Dann aber stellte er sich fest auf den Grundsatz, daß das Lebenselement auch der theologischen Wissenschaft Freiheit der Lehre sei. Eine amtliche Verfolgung wegen Meinungen, auf die

ein Gelehrter durch treue ehrliche Arbeit gekommen sei, würde weder mit dem Geiste des Protestantismus, noch mit den Ordnungen der Landeskirche sich vertragen. Mühlhäußer erklärte, es komme nicht darauf an, wie einer zu schriftwidrigen Ansichten gekommen sei, sondern es genüge, daß er sie habe, um ihn zum Lehramt unfähig zu machen. „Meine Herrn,“ rief er, „wir haben Religionsfreiheit. Wer mit den Grundsätzen der evangelischen Kirche zerfallen ist, mag sie verlassen. Die Kirche ist keine Gesellschaft von Forschern, sondern eine Gemeinschaft von Gläubigen.“ Auf die Einwendung, daß die Kirchenrathsinstruction zwischen außerordentlichen und amtlichen Vorträgen der Kirchendiener unterscheide, erwiderte er, wer den geringsten Respekt vor Herrn Schenkel habe, müsse annehmen, daß er in seinen amtlichen Vorträgen das Gleiche lehre wie in den außeramtlichen; er leite also die Candidaten des Predigtamts auf Ansichten, die zu predigen ihnen verboten sei. Die Kirchenrathsinstruction komme für diesen Fall überhaupt nicht in Betracht, denn sie sei nur eine Anweisung für den Censor. Daraus, daß der fromme Verfasser, Geh. Rath Brauer, den Druck eines solchen Buches nicht verhindern wollte, folge nicht, daß er dem Verfasser desselben die Erziehung der jungen Geistlichen überlassen hätte. Obgleich meist Mühlhäußer das Wort führte, kamen in dem zur Hälfte aus Nichttheologen bestehenden Collegium doch Vota zum Vorschein, die sich neben der Orthodoxie Mühlhäußers wunderbarlich ausnahmen. „Wenn Jesus kein Mensch war,“ sagte der vortragende Rath, „wie sollte er denn mein Vorbild sein? Da geniere ich mich gar nicht.“ Selbst die Meinung ward laut, daß Schenkel noch gar nicht deutlich genug mit der Sprache herausgerückt sei. So wurde denn zunächst die Abweisung der Petenten beschlossen. Der Sieg war erfochten. Um so peinlicher war dann in der Mittagsitzung die Umarbeitung des allerdings viel zu langen Rothe'schen Entwurfs zu einem kurzen Wort an die Gemeinde, indem durch eine Collegialredaction, bei der jeder sein Scherflein Weisheit zu Markt brachte, das feine, geistvolle Elaborat des großen Theologen nicht nur verstümmelt, sondern auch mit überflüssigen Zuthaten erweitert wurde, die wenig zu dem feinen Gedankengange des Entwurfs stimmten. Wer Rothe kannte, der bemerkte auch, wie er dabei auf Kohlen saß, und daß seine Nachgiebigkeit nur wieder eine jener asketischen Uebungen in der Bescheidenheit war, die er sich je und je auferlegte. Niedergeschlagen und verstimmt verließ er die Sitzung. Sobald er aber auf seine Stube im Gasthose zurückgekehrt war, schrieb er an Schenkel: „Die Verbescheidung, wie ihr Tenor heute festgestellt worden ist, hat meinen Beifall nicht. Die Spitzen sind sehr abgestumpft worden; es war aber leider nichts Besseres durchzubringen. Sie wissen ja, wie rücksichtsvoll man ist, wenn auch nicht gerade am richtigen Orte. Daß wir am Ende des Dramas sind, glaube ich nicht. Die Beschwerdeführer werden schon noch neue Hebel in

Bewegung zu setzen suchen. Das ist nun einmal nicht anders, die Wahrheit muß es sich in der Welt sauer werden lassen.“ Als er am 23. August einen Abdruck des nachmals so berühmt gewordenen Erlasses erhielt, der sofort ihm zugeschrieben wurde, übersendete er ihn Schenkel mit den Worten: „Ich lege diesen Zeilen ein Document bei, das ich Ihnen persönlich mitbringen wollte. Die Geschichte dieses über die Maßen elenden Elaborats (selbst bis auf den Styl) Ihnen aktenmäßig mitzutheilen, muß ich mir bis auf unser Wiedersehen versparen. Sie werden sich überzeugen, daß ich etwas anderes wollte.“ Aus der gleichen Tonart geht ein Brief an Mänß vom 18. September 1864: „Den Verbescheid unseres Oberkirchenraths wirst Du zu Gesicht bekommen haben. So wie er da lautet, ist er ein äußerst schwaches opus, das nur in so fern Anerkennung verdient, als er offen für das Princip eintritt, und zwar ohne Aengstlichkeit; im Uebrigen ist er ganz unzulänglich. Dem größten Theile nach besteht er aus disjectis membris eines ausführlichen, wirklich auf die Sache eingehenden Entwurfs aus meiner Feder, in welchem dann auch der Zusammenhang nicht fehlte, und die Herrn eine Lektion bekamen, wenn gleich in aller Ruhe. Von der Rathlosigkeit unserer kirchlichen Behörden in solchen Fällen habe ich bei dieser Gelegenheit wieder eine wenig tröstliche Erfahrung gemacht.“

Schenkel dagegen war, sobald die Freisprechung in seiner Hand war, wieder völlig obenauf. Aus dem schutzlehenden Knaben war alsbald wieder der borgeheißige Fechter geworden. Rothe hatte ihn zu seiner Rechtfertigung seinen Entwurf lesen lassen, damit er ihn mit dem amtlichen Bescheid vergleiche und als ich Schenkel wieder sah, machte er mir das Compliment, wie Speisbuben hätten wir das Kunstwerk eines großen Meisters verschmiert. Aber auch Rothe war gereizt. Seiner Aktenmittheilung an Schenkel hatte er die Worte beigefügt: „Es ist die alte Geschichte, daß man nicht den Muth hat für ein Princip einzustehn, und zwar aus dem sehr triftigen Grunde, weil man keines hat.“ Schenkel sah doch ein, daß es nur den Eindruck seines Sieges abschwächen würde, wenn er den Mißvergnügten spielte und erklärte darum allermwärts seine vollste Zufriedenheit mit der oberkirchenräthlichen Entscheidung und redete auch Rothe in diesem Sinne zu, der sich dann schließlich auch beruhigte. „Daß Sie den oberkirchenräthlichen Erlass,“ schrieb Rothe, „so milde beurtheilen, ist mir sehr beruhigend, und darin stimme ich Ihnen ganz bei, daß wir denselben dem großen Publicum gegenüber im günstigen Sinne auslegen müssen; aber wie wenig wir von dieser Behörde für eine thatkräftige Förderung der rechten Zwecke der Kirche hoffen dürfen, das ist mir bei dieser Gelegenheit von Neuem auf eine recht betrübende Weise klar geworden. Sie hatte doch im Grunde kein anderes Interesse als sich auf eine leidliche Weise aus einer Verlegenheit herauszuziehen. Denn so empfand

sie eine Situation, die ihr die schönste Gelegenheit geboten hätte, dem Gegner eine Niederlage zu bereiten. Diesem eine wohlverdiente Lektion zu geben, dazu konnte sie den Muth nicht finden, jede Beschämung sollte ihm erspart bleiben.“ Auch ist Rothe überzeugt, daß die Sache keineswegs zu Ende sei. „Die Gegensätze müssen eben durchgekämpft werden, und zuletzt müssen, durch die Macht der Verhältnisse genöthigt, auch diejenigen, welche die Principien am liebsten aus dem Spiele lassen, doch für diese mit eintreten, um sich der eigenen Haut zu wehren.“ Der Erlaß that trotz der abgeschwächten Form und trotz Rothe's Enttäuschung doch seine volle Wirkung. In ganz Deutschland wurde er nachgedruckt. Sogar der französische „Temps“ brachte eine Uebersetzung mit dem begeisterten Ausruf: „Da haben wir doch ein Mal eine Kirche, die die Freiheit proclamirt.“ Das bedeutendste reformirte Kirchenblatt Frankreichs, Le lien, nannte den Erlaß den bedeutungsvollsten Sieg des freien Geistes der Liebe und des Evangeliums. „Die Zeit wird kommen, in der in Frankreich und Deutschland die evangelischen Behörden alle diese Sprache reden werden.“

Von der orthodoxen Seite kam natürlich ein ganz anderes Echo. Hengstenbergs Evangelische Kirchenzeitung*) unternahm es sofort, „die Unwahrhaftigkeit und Gleisnerei aus den stolzen Worten Rothe's, da nichts hinter ist, herauszukehren“. Mit unverkennbarem Dünkel rede der Oberkirchenrath, gleich einem Generalpächter der Wissenschaft, von Leuten, die dem Gange der theologischen Wissenschaft nicht gefolgt seien. Wenn der Oberkirchenrath Schenkels Lehre nur eine andere als die herkömmliche Form nenne, dann dürfe man auch einen braven Universitätslehrer ein mauvais sujet nennen und sich entschuldigen, man habe nur eine andere, nicht herkömmliche Form für den Ausdruck Ehrenmann gewählt. Dafür, daß Herr Schenkel den Sohn Gottes „lästere“, dafür habe der Oberkirchenrath nicht den leisesten Tadel, daß aber treue Haushalter über Gottes Geheimnisse einem Apostaten die Maske vom Gesichte ziehen und ihn dabei nicht streicheln, das muß der Oberkirchenrath tadeln. Jede Ueberzeugung, behauptet er, die „mit welchem Erfolg auch immer“, das Ergebnis wahrheitsliebender ernster Forschung ist, soll geehrt werden. Das heiße also, jeder ernste Uhlichianer, Baptist, Mormone und wer sonst, darf am Lehramte in der badischen Kirche nicht behindert werden. Von der Autorität der Schrift weiß der Oberkirchenrath so wenig wie D. Schenkel; die Schrift ist ihm ein geschichtliches Erzeugniß und Christus ist leiblich niemals von den Todten auferstanden, sondern regiert nur geschichtlich, nicht persönlich die Welt. Der badische Oberkirchenrath hat darum durch seinen Erlaß die über ihm stehenden Bekenntnisse seiner Kirche in den Roth ge-

*) Jahrgang 1864, Nr. 79.

zogen, er leugnet, daß die Schrift von Gott eingegeben sei und ist damit der gleichen Apostasie verfallen wie Schenkel; der gläubigen Gemeinde bleibt also nichts übrig, als den Großherzog um eine andere Besetzung dieser Behörde anzufragen.“

Ueber die Wege, die die Protestler nunmehr einschlagen würden, machte auch Rothe sich seine Gedanken. „Zu offener Auflehnung fehlt ihnen wohl der Muth. Daß ein Appell an den Großherzog keine Wirkung haben würde, wissen sie selbst. Aber sie werden jetzt eben, unter Berufung auf den Erlaß, das große Thema predigen, daß unsere Landeskirche eine bekennnißlose sei, und doch wohl den Versuch machen, ob sie nicht hierdurch ein paar Gemeindlein in Bewegung setzen können zu einer Drohung mit dem Austritt. Wenn dies auch an sich wenig bedeuten wird, so wird doch die Kirchenbehörde dann eine ernstere Sprache mit den Herrn reden müssen, und der von ihr so heiß ersehnte Friede wird noch lange auf sich warten lassen.“ Schenkel aber war nun wieder gesund. „Er ist,“ schreibt Rothe am 18. September 1864, „vor wenigen Tagen aus Petersthal zurückgekehrt, zu unserer Freude sehr gekräftigt, so daß er jetzt so ziemlich wieder in alter Rüstigkeit dasteht.“ Um so schwieriger war die Lage des Kirchenregiments. Die Ankläger waren abgewiesen, aber sie richteten nun ihre Anklagen gegen die Richter. Sie fuhrten fort zu protestieren, verhöhnten die Entscheidungen der Behörde, schrieben in allen auswärtigen Blättern über Bedrückung, petitionierten dabei aber fleißig um außerordentliche Unterstützungen, Badgratialisien, Stipendien und erhielten sie um so sicherer, je mehr der Oberkirchenrath fürchtete, eine Abweisung werde als Verfolgung der positiven Richtung mißdeutet werden. Da war denn Rothe derjenige, der immer am ernstesten darauf drang, eine ganz andere Behandlung dieser Leute eintreten zu lassen, an deren innere Bedrängnisse er durchaus nicht glaubte. Eine Synode von Oberrhein Pfarrern z. B. hatte den Oberkirchenrath aufgefodert, gegen die Theatervorstellungen in der Charwoche zu Mannheim einzuschreiten und der Entwurf des Bescheids, den der Prälat vorlegte, setzte in apologetischem Tone auseinander, was der Oberkirchenrath in dieser Sache schon alles fruchtlos gethan habe und in treuer Pflichterfüllung auch ferner thun werde. Rothe aber flammte auf, als ob man ihn mit einem Streichholz angezündet hätte. Ihn entrüstete, sagte er, wie diese Leute mit dem Fernrohr nach Mannheim hinüber spähten, ob sie nicht irgendwo ein Aergerniß entdecken könnten, das ihnen erlaube, die Zionswächter zu spielen, während sie vor ihrer eigenen Thür genug zu kehren hätten. Er wisse auch, wie die Sonntagsfeier in den Gemeinden dieser Herrn bestellt sei. Das solle man ihrer Synode erwidern, oder zum mindesten auf eine solche unzuständige Klage einfach keine Antwort geben. Der alte Herr war so empört, daß niemand zu widersprechen wagte. Der Passus wurde ge-

strichen und eine Weile gingen dann solche Einläufe, die im Grunde doch nur als Anklage gegen die Pflichtversäumnisse des Oberkirchenraths gemeint waren, unerwidert zu den Akten. Dieser Entrüstung Rothe's entsprechend fiel die Antwort des Oberkirchenraths auf eine neue orthodoxe Demonstration schärfer aus, als die früheren. Auf den 19. October 1864 hatten die Protestler eine Pfarrconferenz nach Durlach ausgeschrieben, auf der ein neuer Protest gegen den Erlaß vom 17. August beschlossen und sofort auch dem Oberkirchenrath behändigt wurde, aber der Oberkirchenrath gab die Eingabe dem Uebermittler einfach zurück, unter dem Ausdruck seiner ernstlichen Mißbilligung, indem er die Unterzeichner, von denen mehrere sogar Dritte beauftragt hätten, das Schriftstück, dessen speciellen Inhalt sie gar nicht kannten, in ihrem Namen zu unterzeichnen, für alle übeln Folgen ihres Schrittes verantwortlich erklärte. Das Schwert, das ihnen hier hinter dem Vorhang gezeigt wurde, machte doch Eindruck und die folgenden Proteste wurden zahmer und trugen wenig Unterschriften. Der Karlsruher Stadtdekan, der sich veranlaßt sah, in einer Zuschrift an den Oberkirchenrath, die nur noch einige Unterschriften von Landgeistlichen trug, nochmals zu replicieren, erhielt einfach den Bescheid, die Frage sei entschieden und der Oberkirchenrath sehe sich nicht veranlaßt, mit einzelnen Geistlichen in weitere Discussion einzutreten. So blieb den Opponenten nichts übrig als die bevorstehende Generalsynode abzuwarten und inzwischen den ganzen Lärmapparat der Stillen im Lande, das heißt der frommen Vereine, der innern Mission und der Conventikelverbände in Bewegung zu setzen, um so einen Druck auf den Landesbischof und seine Räte auszuüben.

In Berlin hatte die orthodoxe Partei längst erkannt, daß die Reformbewegung in Baden eine Gefahr auch für ihre eigene Herrschaft bedeute und der seitherige Verlauf der kirchlichen Kämpfe stimmte sie sorgenvoll. In der bayerischen Pfalz hatte König Max dem Gesangbuchsstreite ein Ende gemacht durch Pensionierung des Consistorialraths Ebrard, der für die Zerrwürfnisse in erster Reihe verantwortlich war. Das gleiche Schicksal wie die badische Agende und das pfälzische Gesangbuch hatte 1862 der hannöversische Katechismus. In Thüringen wurde eine liberale Kirchenverfassung nach dem Muster der badischen in Erwägung gezogen. In allen größeren preussischen Städten hatten sich Zweigstiftungen des Protestantenvereins niedergelassen. Ging das so weiter, so war zu fürchten, daß alle Errungenschaften der Zeit Friedrich Wilhelms IV. eines Tags hinfällig sein könnten. So entschloß man sich den bedrängten Brüdern in Baden zu Hülfe zu kommen und der Welt durch eine großartige Demonstration zu zeigen, welche Macht die christlichen Kreise für ganz Deutschland bedeuteten. Der Kirchentag, der sich zuerst als Organisation zur sittlichen Regeneration des deutschen Volks auf dem Wege der innern

Mission constituiert hatte, war längst zu der elektrischen Schelle der preussischen Orthodorie geworden, auf die Stahl, Hengstenberg, Hoffmann und die andern Führer drückten wie auf den Knopf einer Diebsglocke, um in allen Ländern die Schläfer aufzuwecken, wenn Gefahr für ihren Glauben vorhanden war. So sollte jetzt der Apparat das Lied vom „Gözenbild in Lammesgestalt“ durch alle Lande spielen. Der auf den 13. September 1864 nach Altenburg einberufene Kirchentag dachte nun etwas Kluges zu thun, wenn er das Referat über die Leben Jesu-Frage einem Todfeinde Schenkels, dem nach Halle berufenen Beytschlag übertrug. Beytschlags Stimmung gegen Baden war allerdings die gereizteste, da seine dortigen Erfahrungen sehr demüthigender Natur waren. Mit dem Hofadel hatte er von vornherein auf schlechtem Fuße gestanden, weil wegen seiner Berufung der in diesen Kreisen sehr beliebte Freiherr von Wöllwarth seine Entlassung nahm. Dem Großherzog konnte der Ton, den Beytschlag gegen seinen Lehrer Häusser im Agendenstreite anschlug, um so weniger gefallen, als er die allerhöchste Person ganz unbefugter Weise dabei in die Debatte gezogen hatte. Des Hofpredigers persönliche Intervention, um für Ullmann und Bähr polizeilichen Schutz gegen die Preßangriffe zu erbitten, hatte der junge Fürst abgewiesen. Nach der Eröffnung des Landtags beschwerte sich der französische Gesandte bei dem Minister des Auswärtigen, daß man ihn zu einem Gottesdienste eingeladen habe, bei dem Herr Hofprediger Beytschlag dem deutschen Volke die napoleonischen Zustände in Frankreich als abschreckendes Beispiel vor die Augen gemalt habe, wofür sich dann Meysenbug und die Regierung amtlich entschuldigen mußten. Bei seiner engen Freundschaft mit dem Concordatsminister hatte der Zwischenfall für Beytschlag keine weiteren Folgen, aber das konnte nach dem allem niemanden zweifelhaft sein, daß der junge Mann, den Ullmann besorgt hatte, sich zum Hofprediger nicht qualificiere. Beytschlag selbst klagt, daß die Hofschranzen ihn nun einmal nicht leiden konnten, wie sie ihn denn von Anfang an sehr kalt behandelt hätten. Für Hofschranzen war aber am Karlsruher Hofe kein Arbeitsfeld, nur konnte dieser Hof mit Beytschlags Selbstschätzung nicht Schritt halten. Er selbst stellt sich das Zeugniß aus: „Ich war mehr als Hofprediger, ich war der Vertrauensmann und Wortführer der positiven Partei.“ Er berühmt sich in seiner Biographie, er habe Häusser so gedient, daß dieser das Antworten vergessen habe. Er berichtet, welch' tiefen Eindruck seine Predigten gemacht und wie oft seine öffentlichen Reden von Beifall unterbrochen worden seien. Selbst seine von der eigenen Partei vollkommen abgelehnte Theorie, nicht als Person, sondern im Bewußtsein des Vaters, als Idee, habe Christus Präexistenz, will er als Ausgangspunkt einer neuen christologischen Entwicklung angesehen wissen. Die Reihe seiner Erfolge und Verdienste, die er aufführt, ist so lang, daß, wenn man

sie sich alle von ihm hat aufzählen lassen, man versucht ist mit „Hirsch in der Tanzstunde“ zu sprechen: „Gott, wie talentvoll sind doch unsere Leute!“ Inzwischen hatte Bethmann-Hollweg, der sich erst an Bunsens Rath gehalten hatte, in Berlin wieder Fühlung mit den Conservativen genommen. Der Ruf an Schenkel und die Ernennung Hanne's in Greifswald blieben seine einzigen liberalen Thaten. Wie er für Bonn den Pietisten Plitt berief, so schickte er im Juni 1863 Beytschlag einen Ruf nach Halle, den dieser zur großen Zufriedenheit der Badenser alsbald annahm. Daß „der Freundeskreis“, der in ihm seinen allzeit kampfbereiten Vorsprecher gehabt hatte, ihn mit Ehrungen bei seinem Abschied überschüttete, und die Familien, in denen er Seelsorger gewesen war, ihm mancherlei Freundlichkeiten erwiesen, ändert nichts an der Thatsache, daß Hof und Land froh waren ihn los zu sein und seit er nicht mehr die Feder im Kirchen- und Volksblatt führte, nahm auch der kirchenpolitische Streit erheblich maßvollere Formen an.

Auf dem Altenburger Kirchentag am 13. September 1864 sollte nun Beytschlag Bericht erstatten über den Leben Jesu-Streit, der die deutsche Kirche so tief erregte, und von dem Führer der badischen Glaubensinsurgenten schien es nicht zweifelhaft, in welchem Sinn er das thun werde. Nun aber sollte sich herausstellen, was es im Grunde mit der Rechtgläubigkeit der Protestanten auf sich habe. Ganz im Geiste Rothe's fand Beytschlag, daß das christologische Dogma in seiner kirchlichen Ausbildung „ein Niegel und Hemmnis geworden sei für jede historische Betrachtung des Lebens des Erlösers“. Er nannte den kirchlichen Christus einen „incognito über die Erde wandelnden Gott“ und verlangte vor allem, „daß anerkannt werde, daß Jesus, ein voller, wahrer Mensch gelebt habe“. Der Bileam, der das Volk Schenkels hatte verfluchen sollen, segnete es und die Pastoren des Kirchentags hätten gern ihre Ohren mit den Fingern verstopft, um die Wahrheiten nicht zu hören, um die sie den Redner nicht gebeten hatten. „Es ist gar lieblich“, sagte ein Zeugniss in der Kreuzzeitung*), „wenn eine Posaune einen hellen und deutlichen Ton von sich giebt. In Altenburg war der Ton der Wissenschaft so undeutlich, daß viele Nichtwissenschaftliche nicht wußten, ob es mehr pro oder contra Renan und Schenkel sei.“ Die liberalen Blätter frohlockten und parodierten den Schenkelprotest, indem sie ihn auf Beytschlag anwendeten: „er leugnet, er leugnet,“ was aber Beytschlag nicht abhielt, seinerseits das Verlangen auf Absetzung Schenkels für völlig berechtigt zu erklären. Hengstenberg meinte: „Wollte Herr Beytschlag eine solche Lehre vortragen, so war jedenfalls nicht hier der Ort. Der Kirchentag läßt seine Einladungen auf Grund der Bekenntnisse ergehen und an diese sind die Redner gebunden. Wer etwas

*) Jahrgang 1865, Nr. 27.

vorträgt, was diesem widerspricht, begeht einen offenen Treubruch.“ Bis tief in die Conventikelwelt ging die Entrüstung und beim Jahresfest des preussischen Volksvereins am 17. September zu Herford berichtete ein blinder Bauer „in gebildeter Sprache und mit sehr gehaltener christlicher Kritik von Professor Beyschlags Vortrag, in dem dieser die persönliche Gottessohnschaft des Herrn vor der Menschwerdung in Zweifel stellte*)“. — Beyschlag aber fand, als er im Wintersemester seine Vorlesungen wieder begann, sehr dünn gesäte Zuhörerreihen, denn der Apparat, der mit so großem Erfolg gegen Schenkel in Bewegung gesetzt worden war, arbeitete seit dem Altenburger Kirchentag nun auch gegen ihn. Die Action auf dem Kirchentage war mißlungen. Man hatte „die Posaune“ einem jungen Manne anvertraut, der das Instrument nicht verstand und demselben in den Ohren der Brüder gräuliche Mißtöne entlockte. Schon am 4. Oktober wurde auf der Gnadauer Conferenz darum beschlossen, daß der Krieg keinesfalls mit der zerprungenen Posaune von Altenburg abschließen dürfe. — Ein Mitarbeiter der Kreuzzeitung meldete, daß die Conferenz ein neues Zeugniß gegen den traurigen Bruder und für die treuen badischen Brüder abgelegt habe, denn „es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde in dieser wirren Zeit“. Und nun mußte der Berliner Oberkirchenrath, halb schiebend, halb geschoben, selbst in den Riß treten. Am 8. Dezember erließ er eine Mittheilung an die Consistorien, in der er erklärte, warum er sich nicht in den badischen Streit einmische und in eben dieser Erklärung an Einmischung dennoch das Aeußerste leistete. Der Oberkirchenrath, dem Rißsch und Dorner angehörten, erzählt hier, die Unterzeichner des Protests hätten ihre Denkschrift ohne Unterschrift auch dem preussischen Oberkirchenrathe eingereicht, und da eine gleiche Zusendung an die Consistorien ergangen sei, wolle die Behörde über den Standpunkt, den sie zu dieser Denkschrift einnehme, diesen gegenüber sich aussprechen. Nach dem, was über jenen Kampf in die Deffentlichkeit gelangt sei, handle es sich in demselben um die theuersten Güter der evangelischen Kirche, um die Glaubwürdigkeit der h. Schrift, um die Grundwahrheiten und Grundthatfachen des Heils, mit denen die evangelische Kirche stehen und fallen muß. Der Oberkirchenrath will hoffen, daß in die badische Kirche der Friede zurückkehren wird durch Erneuerung des einträchtigen Bekenntnisses zu dem eingeborenen Sohne Gottes, seiner wunderbaren Geburt, seiner gottmenschlichen Persönlichkeit, seinem die Welt versöhnenden Leiden, seiner Auferstehung und Himmelfahrt. Und nachdem die preussische Behörde damit der Sache nach nicht nur über das Schenkel'sche Buch, sondern auch über die Entscheidung des

*) Ludwig von Gerlach, Aufzeichnungen II, 266.

badischen Oberkirchenraths den Stab gebrochen hat, erklärt sie es für eine Nothwendigkeit, daß sie jeden Schein vermeide, als ob sie in einer nicht zu ihrer Cognition gehörigen Sache das Verfahren der obersten Behörde einer Schwesterkirche billigend oder verwerfend ihrem Urtheil unterziehen wolle. Der Oberkirchenrath habe es darum vermieden, den Urhebern jener Denkschrift eine Antwort zu ertheilen, aber sich um so mehr gedrungen gefühlt, sich den Consistorien gegenüber über seinen Standpunkt auszusprechen. Um die Consistorien nicht im Zweifel zu lassen, wie der Erlaß gemeint sei, erläuterte ein Artikel der Evangelischen Kirchenzeitung, daß der Oberkirchenrath eine amtliche Veranlassung, sich zu dieser Sache auszusprechen, überhaupt nicht gehabt habe, um so höher müsse man es ihm anrechnen, daß er es nicht verschmähte, so gut wie seine gläubigen Untergebenen, ein freiwilliges Zeugniß abzulegen gegen die Heidelberger Irrlehre. So faßten die mit dem Erlasse bedachten Consistorien diese Aussprache auch auf, wie sie gemeint war, als Aufforderung zur Organisation eines allgemeinen Zeugnißsturmes, um die Meinung der modernen Theologie zu überschreien. Diöcese um Diöcese gaben die von ihren Generalsuperintendenten geführten Geistlichen ihr Zeugniß ab „gegen den Irrgeist, der da leugnet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen *)“. Wie stark der Druck von oben war, erkennt sich daran, daß auch die Männer der Consensus-theologie diese Proteste unterschrieben, so Müllensiefen, Niedner, Sneathlage, ja sogar der alte Nitsch und nicht minder, zu Rothe's großem Unwillen, Tholuck. In der einst völlig rationalistischen Provinz Schlesien brachte der Druck von oben 712 Pastorenunterschriften zusammen unter dem Feldgeschrei: „Immanuel!“ Im Königreich Sachsen unterzeichneten 521 Pastoren einen Protest „gegen das kirchenauflösende und seelenverwirrende Vorgehen Schenkels und des badischen Oberkirchenraths“. „Der gefälschten Erklärung der Berliner Geistlichen“ folgte die Provinz Brandenburg mit 757 Unterschriften. Generalsuperintendent Jaspis brachte 686 Pastoren aus Pommern auf die Beine; in der Provinz Posen beklagten der Generalsuperintendent mit sämmtlichen Consistorialräthen, „daß ein Mann, der sich sogar der Fähigkeit der christlichen Taufzeugenschaft beraubt habe, in dem Amte eines Seminardirectors geschützt werde“. Natürlich zeugten auch die Wupperthäler für ihren „allerheiligsten Glauben und für den wahrhaftigen Gottmenschen, ewigen Hohenpriester und König, unser hochgelobtes Haupt“. In Mecklenburg scheint kein einziger Pastor seine Unterschrift verweigert zu haben. Die Verlagshandlung des Schenkel'schen Buches aber gab

*) Gesammelt in der Denkschrift der Altentstücke gegen Schenkel. Stuttgart, Belsler'sche Verlagshandlung, 1866.

die Erklärung ab, in Diöcesen, in denen alle Pastoren gegen das Buch Schenkels ihr Zeugniß abgelegt hätten, sei kaum ein Exemplar desselben verlangt oder gar gekauft worden. Die Pastorennamen verdunkelten gleich Heuschreckenschwärmen den Inseratenthail der Kreuzzeitung und des Hengstenberg'schen Blatts, aber das Buch, das sie verdammt, hatte keiner der treuen Zeugen auch nur mit Augen gesehen. Das also war aus dem deutschen Protestantismus unter der Pflege der preussischen Hofprediger geworden. Dieselben Leute, die als Studenten den Wigen des alten Gesenius und der Polemik Wegscheiders Beifall getrampelt hatten, psalmodierten jetzt gleich dem verdrehtesten Quäker. „Wir danken Gott um Euch,“ so schreibt die Danziger Pastorenschaft an die Brüder in Baden, „daß Ihr gewürdigt seid, als treue Zeugen zu stehen und zu leiden wider das Gözenbild in Lammesgestalt, so unter Euch aufgerichtet worden in dem Charakterbilde Jesu, dieser Lasterung des Sohnes Gottes, die nicht mehr auf fränkisch, sondern auf deutsch vor den Ohren des Volks, das auf der Mauer ist, nunmehr die Stimme erhoben. Es geschieht dem Satan der allerschlechtesten Dienst, wenn seine Lügen an den Tag kommen, und wenn die heimliche Bosheit endlich wird in dem Boshaftigen geoffenbaret werden; dann wird desselbigen ein Ende sein. Darum bitten wir den Herrn, er wolle Euch vornehmlich stärken und trösten durch einen klaren und festen Blick in seine Zukunft, welcher Gott kräftige Irrthümer zum Gericht über die Welt voraussenden muß. Er wolle aber vor allem des Verfassers des Charakterbilds Jesu sich erbarmen und ihm schenken Buße zum Leben, daß ihm vergeben werde, was er geredet hat wider des Menschen Sohn.“ Die heftigen Orthodoxen drohen dagegen Schenkel mit allen Plagen, die in der Apokalypse geschrieben stehn, während Pastor Meyer in Betel den Wunsch ausspricht, „daß Dr. Schenkel die Stelzen, auf denen er jetzt einhertritt, wieder wegwerfe, und bekennen und zeugen möge wie früher auf Grund höherer Gnadenerfahrungen“. Natürlich fehlt auch das bekannte Phänomen nicht, daß die orthodoxen Pastoren, während sie die Absetzung eines Kollegen verlangen und ein wahres Kesseltreiben auf den kranken Mann veranstalten, sich für die Verfolgten halten. So redet zuerst Hengstenberg von den Leiden, die die 119 Protestler wegen ihres Bekenntnisses über sich nehmen müssen. Gerührt rufen darum die Brüder aus dem Elsaß: „Der Herr stärke Euch in Eurer Trübsal.“ Büchsel, an der Spitze der märkischen Pastoren, jammert, daß die 119 wegen ihres Protests von ihrem Kirchenregiment sauer angesehen würden. Und nun hat sich das Bild so verschoben, daß die heiligen Männer in Baden in der Löwengrube sitzen und von dem boshaften Daniel Schenkel verfolgt werden. Die Gläubigen von Krossen rufen ihnen die Worte zu, die der Apostel Petrus an die Märtyrer des Colosseums richtete. Und worin hatte die ganze Verfolgung und Trübsal

dieser Märtyrer bestanden? Darin, daß ein Professor der Theologie ein Charakterbild Jesu schrieb, das ihnen nicht gefiel! Deshalb rufen die Pastoren von Antwerpen und Amsterdam ihnen theilnahmsvoll zu: „Fürchte Dich nicht, Du kleine Herde, so Du durch's Feuer gehst, sollst Du nicht brennen und die Flamme soll Dich nicht anzünden.“ Da niemand die babilonischen Pfarrer und Vicare verbrennen wollte, wäre die Verheißung: „So Ihr etwas Schädliches trinket, soll's Euch nicht schaden,“ für diese geistlichen Herrn praktisch werthvoller gewesen. Unser Präsident Müßlin, dem viele dieser Zeugnisse, wegen des von ihm gezeichneten Erlasses, direct zugesandt wurden, verlas dieselben in der Sitzung mit der kühlen Bemerkung, das Bild der norddeutschen Geistlichkeit, das diese Proteste aufrollten, sei nicht eben verführerisch. Der Freund der Sprache Kanaans freilich findet in diesen Psalmmodien der preussischen Pastoren Proben, an denen selbst die Sangmeister des Königs David, Asaph und Jedithun, ihre Freude gehabt hätten, nur Rothe wollte von dieser Sprache nichts mehr wissen, in der er einst selbst mit Stier und Heubner Briefe gewechselt hatte. Auch über die Wirkung dieser Wolke von Zeugnissen ist er völlig beruhigt. „Es hat etwas Komisches,“ schreibt er am 29. Januar 1865 an Mänß, „wenn man sieht, wie alle die endlosen Protestkundgebungen aus dem Auslande von hochberühmten und unbekannten Auctoritäten auch so ganz und gar keine Wirkung hervorbringen, außer daß man darüber lächelt und sich glücklich preist, daß man in kirchlicher Beziehung nicht blindlings in die Hand der Geistlichkeit gegeben ist. Unsere guten Protestmänner schreien sich in Volkschriften und überallhin colportierten Flugblättern buchstäblich die Lunge aus, aber sie finden keinen andern Widerhall als da, wo er eigentlich gar kein Widerhall ist, in den geschlossenen ‚Gemeinschaften‘ der Pietisten; die Gemeinden selbst lassen sich schlechterdings nicht in Bewegung setzen, sie vertrauen den Männern, die auf der andern Seite stehen, zuversichtlich, daß was sie wollen für das Christenthum gemeint ist, nicht wider dasselbe.“ Als aus der Diocese seines Freundes Mänß auch ein Protest vom Stapel läuft, gratuliert er dem Nessen mit den ironischen Zeilen: „Der brillante Erfolg für den Protest contra Schenkel in Guerer Ephorie hat diesem viel Freude gemacht. Was fürchtet man denn eigentlich für die Kirche? Welcher ungedeihlichere Zustand könnte denn drohen als der gegenwärtige? Daß man auf dem Wege, auf welchem man sich befindet, der Kirche nicht aufhelfen kann, das sollte man nachgerade von der genugsam langen Erfahrung gelernt haben, aber die Furcht ist blind, weil ungläubig. Gott gebe nur, daß die nächstens erscheinende Bertheidigungsschrift meines lieben Freundes nicht von Neuem Del in's Feuer gießt! Man ist da nie seiner Sache sicher.“

Darin hatte Rothe ganz recht, daß im Bürgerstande und bei den Ge-

bildeten dieses Psalmmodieren protestantischer Prediger nur einen abschreckenden Eindruck machen konnte. „Mit nichts schadet man sich heute zu Tag mehr als mit Rehergeschrei und Intoleranz,“ sagte mir zu Anfang der Bewegung Jolly. Aber die Herrn Protestler kannten ihre Leute. Ihre Losung war: „Es wird fortgeschrien.“ Und als die Gläubigen keine Ruhe gaben, verlangten die Staatsmänner schließlich von den liberalen Theologen, sie sollten nachgeben. Aber wer waren denn diese angeblich Geärgerten und in ihrem Glauben Beunruhigten in der guten Stadt Karlsruhe? Da war der alte Bureaukrat, der seit Jahrzehnten keine Kirche von innen gesehen hatte, aber mit Stirnrunzeln bemerkte: „Das Volk darf nicht zur Freigeisterei erzogen werden.“ Da war der freiherrliche Dragonerleutnant, der fand, er genieße für seine Person keinen Haber, darum sei der Haber doch ein vorzügliches Futter für seine Pferde. Da waren die vornehmen Damen Chrills, die den Adonis beweinten, an den sie selbst nicht glaubten. Die Masse aber bildeten die Stundenleute, deren Lebensberuf von jeher im Aergernißnehmen und Zeugnißablegen bestand, und deren materielle Existenz vielfach von den frommen Anstalten und Gründungen abhing, die Stern dirigierte. Die Einzelnen mochten ja immer die ehrenwerthesten Leute sein, aber den Beruf, eine so verwickelte Frage zu entscheiden, hatten sie nicht. Das Urtheil auf die Tradition der Kirche zu stellen, wäre katholisch gewesen und nicht protestantisch; in Baden insbesondere sollte die Schriftforschung frei sein, das hatte selbst die Generalsynode von 1855 nicht bestritten. Mit Verwunderung erlebten wir aber, daß nun auch die Ministerialräthe, einer nach dem andern, ihren Zorn nicht mehr gegen das Treiben in Berlin, sondern gegen Schenkel richteten. Roggenbach verlangte einfach Schenkels Absetzung. Präsident Müßlin wurde im Hardtwald von einem der Prinzen gestellt: „Der Mensch muß weg!“ Selbst Jolly war jetzt dafür, durch ein neues Seminarstatut Schenkel „weg zu organisieren“. Rothe hatte bei Hof eine höchst erregte Unterhaltung, indem die Damen ihm ihre große Sorge für den Glauben des einfachen Landvolks aussprachen. „Ach,“ erwiderte er in seiner herzlichen Weise, „wir machen uns überhaupt viel zu viel Sorgen. Der Herr Christus lebt und weiß am besten, warum er uns diese Prüfungen sendet; er wird auch ohne unsere Sorgen und schlaflosen Nächte die Sache zum Ziel führen.“ Der Minister des Innern aber, Lamey, gab dem Drucke endlich so weit nach, daß er in einem gewundenen Briefe Schenkel mittheilte, er werde sich noch höhere Beehrung zuziehen, wenn er durch freiwilligen Rücktritt von der Seminardirection dem Lande den Frieden wiedergebe. Schenkel war in Folge der täglichen Aufregung und des nicht endenden Aergers auf's Neue ernstlich erkrankt. Er bekämpfte seine Schlaflosigkeit durch Chloral und ruinierte damit seine Nerven noch vollends. Trotzdem hielt er fest, da Rothe ihn tröstete und alle seine Freunde ihm sagten,

sein freiwilliger Rücktritt würde eine Niederlage nicht nur für ihn, sondern auch für die Sache sein und er könne vollkommen ruhig der Entscheidung der Synode entgegensehen. Ein Wunder war es nicht, daß er am Zusammenbrechen war. Seine Damen mußten täglich die einlaufende Post untersuchen und die frommen Schmähbriefe entfernen, die den kranken Mann aufregen konnten und um den Schlaf brachten. Unter Kreuzband wurden ihm seine eigenen früheren positiven Predigten und Streitschriften zugesendet. Die Studenten erlaubten sich der gefallen GröÙe gegenüber allerlei Frechheiten. Eines Abends erschien ein Dienstmann bei ihm, mit der Bestellung, ich sei aus Karlsruhe mit wichtigen neuen Nachrichten eingetroffen und lasse ihn bitten, auf das Museum zu kommen, wo ein Gewühl von Gästen war, weil oben getanzt wurde. Natürlich wäre er mit Hohn und Spott begrüßt worden, hätte er sich eingefunden. Bei einem Besuche wollte Schenkel mir einen Brief aus Karlsruhe aushändigen, des Inhalts, es seien auf dem Oberkirchenrath geheime Akten, die die Führer der Gläubigen schmählich bloßstellten. „Jetzt gelten alle Waffen!“ Er sollte sich über den Inhalt von mir berichten lassen. Ich wies natürlich dieses Unsinnen zurück und sagte ihm, es sei ja mit Händen zu greifen, daß dieser ganze Brief eine Falle sei, die mehr für mich als für ihn gestellt wurde. Zu den privaten Belästigungen kamen die öffentlichen Schmähungen. An Kirchthüren und Straßenecken Heidelbergs fand sich eines Morgens ein Vers angeschlagen:

Professor Schenkel ist der Mann,
Der nicht an Jesum glauben kann u. s. w.

mit dem Schlusse:

Bitt für Professor Schenkel *).

Auch wurde kein Mittel unversucht gelassen, die Studenten dem Irlehrer abspänstig zu machen, über dessen Charakter die Konventikel die gehässigsten Geschichten austreuten. Angriffe in der „christlichen“ Presse brachte jeder Tag. Hengstenberg erklärte, die Frage, ob ein Christusleugner Seminardirector sein könne, sei ebenso geistreich wie die, ob man den Bock zum Gärtner setzen solle? Das zur Vertheidigung des Glaubens von Mülhäußer und Beyßschlag gegründete „Kirchen- und Volksblatt“ nannte Schenkel einen „heruntergekommenen Kirchenrath“ und begleitete die Ankündigung einer zweiten Auflage des Schenkelschen Buchs mit der geschmackvollen Bemerkung, Herr Schenkel werde bald die Honorare gut brauchen können, wenn er erst abgesetzt sei. Schauergeschichten erbauten die Leser des Beiblatts wie die, daß ein Bauer seinem Pfarrer er-

*) Eine ähnliche Probe pietistischer Poesie erlebten wir bei einer späteren Versammlung in Worms, gelegentlich derer ein Pamphlet mit den Worten schloß: „Der Herr schenke euch, der Herr bluttsche euch“ u. s. w.

widert habe: „Ich bete nicht mehr, ich bin schenkelisch.“ Ein „vom Rhein“ datirter Schmähartikel stellte sich bei einer gerichtlichen Verhandlung als Werk des Pfarrers Specht in Ispringen bei Pforzheim heraus, so daß die liberalen Zeitungen spotteten, an Stelle der Zungenredner der ersten Christenheit seien jetzt bei den Heiligen die Bauchredner getreten.— An dieser Kunst nahmen die frommen Herrn so wenig Anstoß, daß Beyschlag in seiner Selbstbiographie ganz harmlos berichtet, daß er lange Zeit auf Grund der ihm zugehenden Nachrichten in Halle die Berichte in der Neuen evangelischen Kirchenzeitung mit dem Datum: „Aus Baden“ geschrieben habe. Ganz Unschuldige mußten unter dieser Bauchrednerei leiden, da man diese Hegartikel allgemein dem pensionierten Oberkirchenrath Bähr zuschrieb *). Da hatte Rothe freilich Ursache über eine solche Kriegsführung den Kopf zu schütteln. Am 14. Februar 1865 schrieb er an Mänß: „Ich danke Gott von Herzen, wenn er mich noch ein wenig dazu brauchen kann, die trüben Wasser, die das lautere Christenthum vorstellen wollen, mit aufzurühren zu helfen, daß die Grundsuppe an den Tag komme.“ Rothe's treue Waffenbrüderschaft war für den von Krankheit und Schlaflosigkeit heimgesuchten Kollegen damals die Stütze, die Schenkel aufrecht erhielt. „Wenn Ihnen die Gewißheit wohlthuend sein kann,“ schrieb Rothe dem kranken Manne, „Freunde zu haben, welche es aufrichtig mitfühlen, was Ihnen um unserer Sache willen schon auferlegt worden ist und fort und fort auferlegt wird, so darf ich Ihnen wenigstens für Einen Freund dieser Art vollständig gut sein.“ Aber mit dieser Treue hielten von den Andern nur wenige bei dem Angefochtenen aus. Dieselben liberalen Pfarrer, die ihn seit Jahren mit ihren Huldigungen umgeben hatten, ließen ihn bei der Vorstandswahl des neu begründeten Predigervereins 1865, für den er in gewohnter Rührigkeit die Vorarbeiten und Einladungen besorgt hatte, glänzend durchfallen, so daß es uns Andere Mühe kostete, Rothe vom Austritt aus dem Vereine abzuhalten. Aus seiner flammenden Entrüstung aber über diese Geistlichkeit machte er niemanden ein Geheimniß.

Der Gedanke, die Spaltung der Landesgeistlichkeit durch Gründung eines Predigervereins zu überbrücken, war ursprünglich von den Karlsruher Geistlichen angeregt worden. Man konnte aber auf Betheiligung etwaiger Friedensfreunde unter den Positiven nur rechnen, wenn Schenkel sich zurückhielt. Er aber kam ihnen im Gegentheil zuvor, indem er mit den Schellenbergen, den Heidelberger Professoren und Stadtpfarrern selbst die Sache in die Hand nahm. Damit wenig zufrieden, erklärten die Karlsruher Geistlichen, sie hätten gar nichts dagegen gehabt, wenn die Heidelberger sich nachträglich angeschlossen hätten, aber indem sie die Sache wieder ganz an sich rissen, sei

*) Beyschlag, Aus meinem Leben II, 155 u. 148.

die Absicht, die friedfertigen Elemente auch der andern Seite beizuziehen, von vorn herein vereitelt. In der That erschienen am 19. April 1865 zu der ersten Versammlung nur liberal gesinnte Geistliche, während die Einladung sich an alle badischen Pfarrer gewendet hatte. Den Eröffnungsvortrag hielt Rothe „über das Bedürfniß der Theilnahme an den wissenschaftlich-theologischen Arbeiten der Gegenwart für den praktischen Geistlichen“. Er begründete dieses Bedürfniß damit, daß die Kirche klar und deutlich wissen müsse, was sie wolle, und das kann sie nicht ohne Wissenschaft. Sie muß aus ihrer morsch gewordenen bisherigen Theologie eine neue lebenskräftige herausgestalten und muß die Ergebnisse ihrer Arbeit den weitesten Kreisen zugänglich machen. „Vor dieser Popularisierung der theologischen Resultate hat man vielfach große Scheu, aber es kann ja heute zu Tag doch nichts helfen, daß man den wirklichen Stand der Ueberzeugungen in der Theologie den Nichttheologen zu verheimlichen sucht. Vorstellungen, die einmal gebrochen sind, können auf die Dauer sich nicht in Umlauf erhalten. Die neu gewonnenen Einsichten dringen nach und nach überallhin ein durch die kleinste Ritze hindurch, zuletzt auch in die abgelegensten Dörflein. Wenn wir Geistliche auch uns so weit vergäßen, daß wir eine Scheidung anlegen wollten zwischen einem exoterischen Bauernchristenthum und einem esoterischen Christenthum der gebildeten Leute, wenn dies auch nicht die allertiefste Entwürdigung unseres Amtes und des Herrn Christus selbst wäre, es wäre von allem andern abgesehen, jedenfalls ein schlechthin unausführbares Unternehmen.“ Eine Vereinigung zu gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit ist aber nöthig zu gegenseitiger Aneiferung, zur Correctur der Einseitigkeit der Standpunkte und wie die Dinge heute liegen, auch zu Schutz und Trutz, da bei dieser Arbeit Widerspruch und Angriffe gar nicht ausbleiben können. „Die Gemeinden müssen erfahren, daß nach der Ueberzeugung der einsichtsvollsten und aufrichtigsten Christen Christenthum und Ueberlieferung verschiedene Dinge sind. An die Mittheilung davon muß schlechterdings einmal herzhast die Hand angelegt werden. Gerade dadurch, daß man mit ihr so lang gezögert hat, ist sie nachgerade eine so überaus schwierige Sache geworden. Gewiß will sie auf die allerbesonnenste und umsichtigste Weise in's Werk gesetzt sein und das kann nur dann geschehen, wenn der einzelne Geistliche nicht nach seinem Kopfe allein verfährt, sondern seine Amtsbrüder gewissenhaft mit zu Rath zieht. Dieses dornenvolle Geschäft ist es, wozu wir einen Predigerverein brauchen, um unsere Anschauungen zu prüfen und nach gemeinsamen Grundsätzen an's Werk zu gehn.“ Den ursprünglichen Intentionen der Vereinsgründer entsprachen diese Gesichtspunkte nur theilweise; dennoch war die Discussion freundschaftlich und verbindlich, aber als es zur Wahl des Vorstandes kam, stellte sich heraus, daß die Majorität sich verabredet hatte, Schenkel von der Leitung des Ver-

eins auszuschließen, obgleich hauptsächlich er die Vorarbeiten geleistet hatte und nicht weniger als fünfzehn Vorstandsmitglieder zu wählen waren. Daß Schenkel hinter so viele andere zurückgesetzt wurde, war eine grobe Ungerechtigkeit. Noch bei dem Seminarjubiläum hatten ihn die liberalen Pfarrer mit ihren Huldigungen umgeben; was hatte er nun seitdem Böses gethan, daß man ihn so behandelte? Es war lediglich der Eindruck des Protestlärms, der die liberale Pastorenschaft bestimmte, den verfehmten und einflußlos gewordenen Führer fallen zu lassen. Angelehnt an den Oberkirchenrath und einige ältere Pfarrer, die des ewigen Streites müde waren, bildete sich eine Mittelpartei, deren Seele Hofprediger Doll war und die Schenkel zur Seite schieben wollte. Rothe war einstimmig in den Vorstand gewählt worden, aber glühend vor Entrüstung erschien er am Mittag auf dem Oberkirchenrath, um dem Prälaten und mir zu erklären, daß er aus dem Vereine sofort wieder austreten werde. Er sah den ganzen Vorgang als einen Abfall der Geistlichkeit von den seither verfochtenen Prinzipien an. Da ich noch gar nicht in den Verein eingetreten war, brauchte ich auch nicht auszutreten, aber ich widersprach Rothe's Absicht auf das eifrigste, weil damit die Niederlage Schenkels nur an die große Glocke gehängt werde und die Leitung des neuen Vereins dann mit Nothwendigkeit an den Anhang des Hofpredigers kommen müsse. Er aber war geneigt, das als eine Treulosigkeit an Schenkel zu betrachten. Den Mann, der unsere Sache auf seinen Schultern hindurchgetragen habe, der die größten und schmerzlichsten Verfolgungen um ihretwillen ertragen habe, den lasse dieselbe liberale Pfarrerschaft, die ihm ihre Befreiung verdanke, in einem Augenblicke im Stich, in dem er verlangen könne, daß man sich jetzt wenigstens zu ihm bekenne. Damit wolle er nichts zu schaffen haben. An Schenkel schrieb er: „Soeben erhalte ich einen Brief von unserem Zittel, den ich nicht säume Ihnen mitzutheilen. Es ist die alte Leier, die aus Zittels Munde nicht mehr Ueberzeugungskraft hat als aus dem Hausraths. Auch jetzt sehe ich für mich keine andere Möglichkeit des Verbleibens in dem Vereine — denn darum handelt es sich für mich, nicht bloß um die Annahme der Wahl in den Ausschuß — als unter der Bedingung, daß der Ausschuß sofort bei seiner Constituierung sich unzweideutig über seine Stellung zu Ihnen ausspricht, und zwar mit aller Oeffentlichkeit.“ Bluntschli's Zureden bestimmte Rothe dann doch, genau das zu thun, was wir ihm gerathen hatten. Er vermied den Gelat eines ausdrücklichen Austritts, aber er richtete bei dem ersten Zusammentreten des Vereinsvorstandes an denselben ein Schreiben, in dem er darauf hinwies, daß Schenkel es vorzugsweise gewesen sei, der die Gründung eines Predigervereins in Anregung gebracht habe und daß er deßhalb die Cooptation desselben in den Vorstand beantrage. Hätten die Herrn dieses Ansinnen abgewiesen, so wäre Rothe selbst ausgetreten, wie sie wußten. So willigten sie darein zu

thun, was Rothe verlangte. Es war das mehr eine Erniedrigung für sie selbst als eine Genugthuung für Schenkel, dem es natürlich gar nicht einfiel, sich noch weiter an dem von ihm gestifteten Vereine zu betheiligen. Ueber- rascht freilich war Rothe durch den kläglichen Abfall des liberalen Pastorenthums nicht. Die Anzeichen, wie es stehe, hatten sich schon lang in den Berichten an den Oberkirchenrath und den Protokollen der Diöcesansynoden verfolgen lassen. „Mein Vertrauen auf unsere Geistlichkeit,“ schrieb Rothe am 20. April 1865, „ist von Anfang an ein sehr geringes gewesen, der gestrige Tag hat es mir aber noch bedeutend herab- gestimmt.“ Zum Ueberfluß hatten die geistlichen Herrn Schenkel ganz nutzlos geopfert. Die gläubigen Pfarrer freuten sich an dem Verdrusse, den ihr Gegner gehabt hatte, sie dachten aber gar nicht daran, sich an einem Vereine zu be- theiligen, in dem sie nicht selbst das Heft in der Hand hatten, ja das Kirchen- und Volksblatt weigerte sich sogar, die Einladungen zu den Versammlungen des Vereins gegen Inserationsgebühr in seinem Inseratentheile zu drucken. Die Minister aber sagten: „Warum sollen wir die Staatsgewalt für einen Mann einsetzen, den seine eigene Partei über Bord wirft? Wenn die Liberalen selbst ihn fallen lassen, warum sollen wir ihn halten?“ Hätte nicht in der ersten Kammer Rothe mit unwandelbarer Treue Schenkels Sache geführt, so konnte der zunehmende Widerwille der hohen Beamtenschaft gegen diesen fort- gesetzten Streit üble Früchte zeitigen, denn unmittelbar nach seinem Mißerfolg im Predigerverein erlebte Schenkel eine noch weit schlimmere Niederlage in der Presse.

Während die Pfarrer in Karlsruhe sich über ihren Predigerverein zankten, machte in Baden-Baden eine magere hochgewachsene Schulmeistergestalt mit röthlichen Haaren und dunkler Brille einsame Gänge und überdachte eine neue Streitschrift. Es war „der Privatgelehrte“ aus Eritis sicut deus, welches Buch Schenkel einst in seiner Darmstädter Kirchenzeitung so beifällig angezeigt hatte — David Friedrich Strauß. Die Streitschrift, die er im Früh- lingsgrün des lieblichen Osthals „mit großem Trieb“, wie er selbst sagt, ausarbeitete, trug den Titel: Die Halben und die Ganzen. Lichten- berg hatte einst in Erwägung gezogen, ob nicht vom Jahre 1800 ab den Theologen alle neuen Entdeckungen verboten werden könnten, da sie doch nur unnützen Streit anrichteten. Auf diesem Standpunkte stand auch der berühmte Verfasser des Lebens Jesu. Ihn hatte Schenkels Hereinreden in eine Frage, von der er nach der Meinung von Strauß nichts verstand, grimmig geärgert. Auch bestritt er dem einstigen Verfolger seines Freundes Runo Fischer das Recht als Vertheidiger der Lehrfreiheit aufzutreten. „An diesem heiligsten Menschheitswerke kann in hervorragender Stellung keiner gedeihlich mitarbeiten, der nicht reine oder gereinigte Hände, ein ganzes und ungetheiltes Herz und

truglose Lippen dazu mitbringt.“ Er selbst aber schrieb sich den Beruf zu, unwürdige Kämpfer von der Arena wegzuweifen. „Ja, Herr Kirchenrath,“ sagt er spöttisch, „man kann einen Beruf haben, auch wenn man nicht ordentlicher Professor der Theologie, nicht Seminar-director und nicht erster Universitätsprediger ist“, wie Schenkel sich auf seinen Büchern nannte. „Dieser mein Beruf, daß ich es Ihnen nur sage, geht gegen die Falschmünzerei.“ Das klang sehr würdevoll, sehr katonisch. Die freilich, die den Personen näher standen, wußten, daß nicht nur der reine Eifer für die Wahrheit, sondern auch sehr menschliche Motive dem berühmten Verfasser des Lebens Jesu die Feder in die Hand gedrückt hatten. Sein ältester und nächster Freund, Eduard Zeller, schrieb darüber: „Strauß nahm es als eine persönliche Beleidigung auf, daß Schenkels Charakterbild Jesu in öffentlichen Besprechungen mit seinem Buche auf eine Linie gestellt wurde.“ Auch daß der Schenkelfstreit die Aufmerksamkeit von seinem neuen Leben Jesu völlig ablenkte, ärgerte ihn, da er auf einen ähnlichen Erfolg wie den seines ersten Buchs gerechnet hatte. Zunächst machte er seinem Unmuth in spitzen Epigrammen auf das „Charakterbild Jesu“ Luft.

Des Herrn Charakter, wie ich suche,
Kann ich nicht finden in dem Buche,
Doch finde ich Herrn Schenkel seinen,
Das heißt — keinen.

Den Verfasser des „Kekhermeister Konrad von Marburg“ beehrte er mit dem Sprüchlein:

Den theuern Lehrer und sein Buch
Entrisset Ihr den Kekhermeistern.
Das Buch war eben schlecht genug,
Um euch Gesellen zu begeistern.

So lang der Proceß noch unentschieden war, hielt er an sich, aber sobald Schenkel durch den Oberkirchenrath losgesprochen worden, ließ er am 21. September 1864 in der Nationalzeitung einen Artikel drucken, der die Häupter des Protestantenvereins, unter denen ihm Bluntschli und Ewald besonders verhaßt waren, als sehr zweifelhafte Freiheitsmänner bezeichnete. Die Entscheidung des Oberkirchenraths billigte er natürlich; eine andere Frage aber, sagte er, sei die, „ob auch der Anlaß dieses Kampfes und Sieges der rechte gewesen, ob gerade die Schenkel'sche Schrift es verdient habe, auf solche Art verfochten zu werden.“ Eine seltsame Frage! Wenn wir gefunden hätten, Schenkels Buch verdiene keine Vertheidigung, so war das der Sieg der Orthodoxen und das Ende der Lehrfreiheit in der badischen Kirche. Strauß aber sah in unserer Vertheidigung des Buchs nur eine Reclame für seinen Concurrenten und er erklärte sich Schenkels Erfolg daher, daß dem

aufgeklärten Mittelschlag, dem Philister, das Buch eben recht sei. „Man will sich nicht mehr beengt wissen durch die Schranken des starren Kirchenglaubens, man wünscht bequemen Raum für seine wohlervorbene Verstandesbildung; im Uebrigen aber will man an dem bestehenden Kirchenwesen nicht rütteln, will seine Predigt am Sonntag, seinen christlichen Festcyclus, sein Abendmahl“ u. s. w. Aber was soll denn eine kirchliche Partei anderes wollen? Das Buch mochte Strauß einschätzen wie er wollte, Thorheit aber war es zu verlangen, die liberale Partei hätte mit ihrer Vertheidigung der Lehrfreiheit zurückhalten sollen, bis ein Buch angegriffen wurde, das der Vertheidigung nach Straußens Schätzung würdiger war. Darauf konnten wir leider nicht warten. Er aber schloß seinen Artikel mit der spöttischen Betrachtung: „Von den sieben Schwaben sagt man, sie seien mit starker Wehr und großer Furcht gegen ein Ungeheuer ausgezogen, das ein Hase war; von den siebenhundert Durlachern wird man dereinst sagen, daß sie sich ritterlich geschlagen haben, um ein Banner nicht in Feindeshand fallen zu lassen, das in Wirklichkeit ein geflickter Waschlappen war.“ Unser Banner war nicht Schenkels Buch, sondern das Princip der Lehrfreiheit und die ist wahrlich kein geflickter Waschlappen. Wenn etwas in diesem Streite an die sieben Schwaben erinnerte, so war es der schwäbische Magister Strauß, der dem Partner „das Leberle“ nicht gönnte. Als er seinen Artikel als Anhang zu seiner Schrift über Schleiermachers Leben Jesu nochmals abdrucken ließ, glaubte Schenkel nicht schweigen zu dürfen. Am 26. März 1865 erschien im Schwäbischen Mercur eine lobende Anzeige der Strauß'schen Schrift und nun antwortete Schenkel sofort mit einer „Berichtigung“, der er in seiner Allgemeinen kirchlichen Zeitschrift*) eine wenig glückliche „Erwiderung“ folgen ließ. Damit war für Strauß der gewünschte Anlaß hergestellt, um in einer eigenen Streitschrift: „Die Halben und die Ganzen“ eine lang gesuchte Abrechnung mit Schenkel zu halten, der er pro forma eine zweite mit Hengstenberg hinzufügte, um nicht einseitig den Orthodoxen beizustehn. Zunächst bringt er Schenkels Auftreten gegen Runo Fischer in Erinnerung, über welches doch das Urtheil der liberalen Welt längst feststand. Ja er griff sogar auf Schenkels liberale vormärzliche Aeußerungen vom Jahre 1846 zurück, um der Welt zu zeigen, welche Wetterfahne dieser Heidelberger Märtyrer allezeit gewesen sei. Wenn er den dogmatischen Angriffen der Kirchenblätter auf den Unglauben des Heidelberger Seminar-directors nunmehr den Versuch seiner moralischen Vernichtung hinzufügte, so lieferte er Wasser auf die Mühle der Pietisten und that alles, was er thun konnte, um die Regierung zu dem zu zwingen, was er, wie er gleichzeitig versichert, beklagen würde, wenn es geschähe. Daß das Pamphlet so

*) Sechster Jahrgang, 4. Heft, S. 225 ff.

wirkte, bezeugen all die Lobeserhebungen, mit denen es die orthodoxen Blätter überschütteten. Selbst der mitangegriffene Hengstenberg lobte die Schrift und constatierte mit Recht, daß in dem gegen ihn gerichteten Theile Straußens Eifer sichtlich erlahme; er erklärt das aber nicht daraus, daß Strauß an ihm nur ein geringeres Interesse nahm, sondern daher, daß des Gegners Arm „gehalten war“ und daß der Herr selbst die Schärfe seines Schwertes abstumpfte, das er über Schenkel so siegreich schwingen durfte. Einer besondern Inspiration durfte Strauß sich allerdings in diesem Abschnitte nicht rühmen, da er in seinem Hasse gegen die Berliner Politik schreiben konnte: „Die Hengstenberg'sche Theologie ist die ältere aber leibliche Schwester der Bismarck'schen Regierungskunst, und wir möchten nur wünschen, daß sich der Hengstenberg'schen ihr nicht fernes Ende eben so sicher vorher sagen ließe, wie der andern,“ nämlich der Bismarck's. So ist es Strauß mit seinen Weissagungen ergangen wie dem Propheten Jona, mit dessen Aerger über den verdorrten Kürbis sein Verhalten auch sonst einige Aehnlichkeit hat. Da Strauß in Heidelberg lebte, war ihm nicht unbekannt, daß nach Bestimmung der maßgebenden Kirchenrathsinstruction Karl Friedrichs nicht geduldet werden sollte, daß ein Prediger die durch Auferstehung und Hingang zum Vater erworbene Regierungsgewalt Christi angreife. Schenkel hatte sich auch vorsichtig genug über diesen Punkt ausgedrückt. Strauß aber machte sich schon in seinem ersten Angriff das diabolische Vergnügen, gerade an dieser gefährlichsten Stelle den Angegriffenen noch tiefer hineinzureiten, indem er ihm bezeugte, in Sachen der Auferstehung sei Schenkel ausnahmsweise klar mit der Sprache herausgegangen, denn er lehne mit unzweideutigen Worten sowohl das Wunder als den Scheintod, mithin jedes wirkliche Wiederaufleben des Gekreuzigten ab und fasse den Vorgang als einen rein psychologischen im Innern der Jünger auf. Schenkel meinte sich dadurch genöthigt, in einer neuen „Erklärung“*) als seinen Glauben feststellen zu müssen, daß er reale Manifestationen der aus dem Tode lebendig und verklärt hervorgegangenen Persönlichkeit Jesu gemeint habe und nicht subjective Hallucinationen und Visionen der Jünger. Unter solchen Umständen seinen Glauben aufzusagen, ist aber immer mißlich. Er erreichte damit nur, daß die Liberalen ihm vorwarfen, jetzt rede er wieder orthodox, während die Orthodoxen sich auf das Zeugniß von Strauß beriefen, daß er in seinem Buche von der Auferstehung lehre, was nach der Kirchenrathsinstruction seine Schüler nicht predigen dürften. Rothe sendete die Streitschrift von Strauß, die Schenkel ihm gegeben hatte, diesem mit den Worten wieder**): „Mit

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 1865, 5. Heft, S. 289—304.

**) Brief an Schenkel vom 17. Juli 1865.

bestem Dank folgt das unwürdige und rebutante Machwerk zurück, das bei allen anständigen Leuten nur Ekel erregen kann. Der Verfasser hat hinlänglich das Seinige gethan, um durch seinen Angriff auf Sie sich selbst an den Pranger zu stellen und hat Ihnen die Mühe einer Abwehr vollständig abgenommen.“ Auch Alexander Schweizer in Zürich sprach sich Rothe gegenüber in gleichem Sinne aus*). Ein Gefühl davon, daß in Heidelberg das Urtheil sich gegen ihn wende, hatte Strauß selbst. Hitzig sagte ihm geradezu, es sei jetzt nicht Zeit Dill und Minze zu verzehren und alte Kamillen aufzuwärmen und da Strauß nichts weniger vertrug als Widerspruch, so entleidete ihm das seinen Vorsatz, sich wieder dauernd in Heidelberg niederzulassen; er kündigte die bereits gemietete Wohnung wieder auf und setzte seinen Wanderstab weiter. Einen Mißgriff seinerseits gab er aber durchaus nicht zu. Vielmehr sprach er seinen Standpunkt wieder in einem Epigramme aus:

„Wenn einer mit der Feder Wucht
Den andern abzuschlachten sucht,
Das hab' ich immer wüßt gefunden.“
Nur Schuld des Schlächters wäre das.
Apollo hat den Marshaß
Gewiß mit Grazie geschunden.

Hatte Heine den alten Paulus zum Kirchenrath Prometheus erhoben, so konnten wir nun in Schenkel den Kirchenrath Marshaß verehren. Das alles mochte recht geistreich sein, aber auch die „Grazie“ entschädigte uns nicht für den Schaden, den der schwäbische Apollo in der blauen Brille angerichtet hatte. Hochmüthige Geringschätzung des theologischen Liberalismus wurde jetzt die durchschnittliche Stimmung des badischen Beamtenthums. Alle Indifferenten, die weder etwas Halbes noch etwas Ganzes thaten, entschuldigten ihre bequeme oder pöfliche Zurückhaltung mit Straußens Beweis, daß die Schenkel'sche Theologie ja doch nur eine halbe Geschichte sei. Das war die Stimmung, die nun auch in den Karlsruher officiellen Kreisen um sich griff und für die überall Straußens glänzend geschriebenes Pamphlet den Vorwand liefern mußte. Die Orthodoxen gingen wieder erhobenen Hauptes einher und schauten zuversichtlich in die Zukunft. Da war es eine ritterliche Handlung des Gothaer Herzogs Ernst, daß er unmittelbar nach dem schändlichen Angriff von Strauß dem Mißhandelten das Ritterkreuz seines sächsischen Hausordens sendete, mit einem Schreiben, das Schenkels Verdiensten vollauf gerecht ward und sich offen zu den kirchlich liberalen Grundsätzen Schenkels bekannte. Aber trotz Orden und lobender Recensionen waren für Schenkel diese Tage die traurigsten

*) Brief Rothe's an Schenkel von Constanz am 17. September 1865.

seines Lebens. Im Seminar mußte er die mildesten Saiten aufziehen und es kam nach Rothe's Heimgang vor, daß ein gläubiger Jüngling dem Director in der Stunde erklärte, er habe noch kein vernünftiges Wort von ihm vernommen und dann austrat. Grüne Vicare erlaubten sich ihm gegenüber demonstrative Antworten, so daß er einem, der mit großem Selbstgefühl von seinem „Standpunkte“ redete, zur Antwort gab: „Sie stehen ja nicht, Sie liegen auf dem Bauch.“ Hinter dem allem standen, wie jedermann wußte, die orthodoxen Führer, die die Anstalt um jeden Preis sprengen wollten und die Aufwiegelung der Schüler gegen ihre Lehrer für ein verdienstliches Werk hielten. Kam er nach Karlsruhe, so wurde er nicht wie früher von einem Comitat von Pfarrern am Bahnhof empfangen und kein Hosprediger trug ihm bei der Abreise, wie vordem, seinen Reisefack zum Wagen. Man mißte ihn wie einen Excommunicierten. Wanderten wir in den Pausen der Examina oder vor der Sitzung auf dem Schloßplatz oder unter den Arcaden des Parks, so erging er sich in Betrachtungen, welch' ein Thor er gewesen sei, daß er nicht Jura studiert habe, denn so gut wie dieser Bluntschli hätte auch er ein Staatsmann und Parlamentarier werden können, während er jetzt seine Arbeit an eine undankbare Gesellschaft wegwerfe und sich von allen losen Buben müsse am Zeuge flüchten lassen. Ähnliche Stimmungen machten sich bei den meisten liberalen Theologen geltend. Einer der beliebtesten Universitätslehrer Süddeutschlands sagte damals: „Und wenn ich zehn Buben hätte, Theologie dürfte mir keiner studieren.“ Die nächste und sehr begreifliche Folge dieser Entmuthigung war die Abnahme des theologischen Studiums in ganz Baden. Welcher gewissenhafte Vater mochte sein Kind in solche Verhältnisse stoßen! Die sämtlichen Gymnasien entließen zusammen oft kein halbes Duzend theologische Abiturienten; aber statt daß das die Gegner erinnert hätte, welche Wirkungen die Fortsetzung des Streits für die Landeskirche haben müsse, frohlockten sie in der Presse, daß in Folge dieses Versiegens des Zuflusses Schenkels Fakultät immer mehr zusammenschwinde, während ein demokratisches Blatt meinte, das wäre ja das Allerbeste, wenn die Welt das Pfaffenthum los würde aus Mangel an Pfaffen. Natürlich hatte es nun auch mit dem Aufschwung des Protestantenvereins ein Ende. Rothe hatte das sofort vorausgesagt. „Für den Protestantenverein,“ schrieb er am 14. August 1864 an Windel, „ist das Schenkels'che Buch eine böse Calamität; indeß ein Baum, der nicht auch Sturm und Schneewetter verträgt, gehört eben nicht in ein solches Klima, und wenn der Verein nicht auch unter der Ungunst der Verhältnisse gedeihen will, so ist nicht viel an ihm verloren.“